Nr. 5 — Jahrgang 14 | Einzelnummer 0,20 Zl. | Sonntag, den 6. Januar 1929

# Volkswille

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.15 Zlp. Anzeigen unter Text 0.60 Zlp. von außerhalb 0.80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 1. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4.00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

# Gemeinsames Vorgehen Polens und Rumäniens

## Die Auswirkung des russischen Angebots — Verhandlungen zwischen Bukarest und Warschau — Fühlungnahme mit Frankreich und England — Zurückhaltung in Warschau

**Bukarest.** Die Note Litwinows an Polen und die nach rumänischer Auffassung damit verbundene Einladung Rumäniens beschäftigt nach wie vor die Regierung. Der polnische Geschäftsträger in Bukarest, Graf Szembek, der in Warschau über die rumänisch-polnischen Verhandlungen Bericht erstattete, ist zurückgekehrt. Im Laufe des Vormittags fanden daraufhin weitere Besprechungen zwischen der Regierung und dem englischen Gesandten in Bukarest, Greg, dem französischen Gesandten Puarx und dem polnischen Geschäftsträger statt. — Wie verlautet, hat Rumänien Polen zugesagt, das Protokoll mit Rußland nur dann zu unterzeichnen, wenn auch Rumänien hierzu bereit ist. In Regierungskreisen wundert man sich darüber, daß Rußland die Note auch Litauen habe zugehen lassen. Rumäniens Haltung scheint auf die Befürchtung zurückzuführen zu sein, daß die rumänischen Anleiheverhandlungen gestört werden könnten. Hierauf werden offiziell die Besprechungen mit England und Frankreich zurückgeführt. Angeblich sollen auch die amerikanischen Geldinstitute um ihre Ansicht befragt werden.

*

**Bukarest.** Das amtliche Organ der Regierung „L'Independence Rumaine" beschäftigt sich in seinem Leitartikel mit der Litwinow-Note an Polen und stellt fest, daß die polnische Regierung es für ihre Pflicht gehalten habe, die rumänische Regierung über diese Note zu unterrichten. Einige Verbündete Rumäniens nähmen den russischen Vorschlag nicht ernst, weil er zu gleicher Zeit an Polen und an Litauen gerichtet worden sei, obwohl die Differenzen zwischen diesen beiden Staaten bekannt seien. Andere Verbündete Rumäniens dagegen betrachten den russischen Vorschlag als ernst, weil Rußland ausländisches Kapital brauche und wisse, daß ohne feste Friedensgarantie dieses Kapital nicht zu haben sein werde. Rumänien könne sich nur freuen, daß die russische Regierung derartige pazifistische Bestrebungen habe. Wie der Vertreter der Telegraphen-Union hierzu erfährt, hat in der Tat die rumänische Regierung an Warschau eine Antwort erteilt, die unter Umständen als endgültige Antwort Rumäniens betrachtet werden könne. Wenn auch Rumänien auf dem Standpunkt stehe, daß es nur dann mit Rußland in Verhandlungen eintreten könne, wenn Rußland die jetzige Grenze Rumäniens anerkenne, so scheine es doch durchaus möglich, daß auch Rumänien durch die polnische Vermittelung in Verhandlungen eintrete, um dem Abschluß des vorgeschlagenen Protokolls beizutreten.

# Die jugoslawische Regierungskrise

## Forderungen der Kroaten und Pribitschewitsch-Demokraten — Besprechungen beim König

**Belgrad.** Dr. Matschek begab sich sofort nach seinem Eintreffen in Belgrad zum König und hatte eine halbstündige Aussprache über die Lösung der Staatskrise mit ihm. Matschek erklärte, daß die Krise nur dann beigelegt werden könnte, wenn die kulturhistorisch gegebenen Einheiten eigene Landesregierungen und eigene Landtage erhielten und eine völlige Umstellung der inneren Politik erfolge. Der serbische Demokrat Davidowitsch bezeichnete diese Aeußerungen Dr. Matscheks als unpatriotisch. Am Nachmittag empfing der König den Führer der unabhängigen Demokraten Pribitschewitsch. Wie er der Presse mitteilte, hat er dem König folgende Vorschläge gemacht:

1. Die Krise im Wege einer Verfassungsrevision beizulegen.
2. Die Initiative zur Durchführung der Regierungskrise fest in die Hand zu nehmen, wobei er dem König erklärte, daß er an den Beschlüssen der bäuerlich-demokratischen Union vom 1. August v. Js. festhalte.
3. Der König möge selbst nach Agram kommen und dort die Lösung der Krise durchführen, damit das kroatische Volk nicht glaube, daß jeder Staatsakt und jede politische Tat lediglich in Belgrad erledigt werden könne.
4. Der König möge eine Regierung der Verfassungsrevision ernennen, die die Revision der jugoslawischen Verfassung sofort auf die Tagesordnung setzen und freie Wahlen für eine konstituierende Skupschtina ausschreiben solle. Die Finanzlage Jugoslawiens wäre derart schlecht, daß eine Verständigung zwischen Belgrad und Agram unumgänglich notwendig sei. Wenn die gegenwärtige Regierungskrise keine Verständigung zwischen beiden Völkern zustande bringe, so würden die Kroaten von Worten zu Taten übergehen. Auf die Frage eines Pressevertreters, was er von der Politik Dr. Koroschetz hatte, erklärte Pribitschewitsch, Dr. Koroschetz spiele ein doppeltes Spiel. Er sei ein Anhänger des Zentralismus in Belgrad und ein Vertreter des Föderalismus in Rumänien.

Um 5 Uhr nachmittags wurde Dr. Koroschetz, nach ihm der Führer der bosnischen Mohammedaner, Hrasnica, vom König empfangen. Um 19 Uhr abends begab sich Davidowitsch zum zweiten Male zur Audienz zum König.

# Deutschlands Schicksalsstunden

Als der Reichskanzler Müller vor Monaten in Genf Deutschlands Forderung nach Lösung seiner schwerwiegenden Probleme erhob, da war man sich wohl überall darüber klar, daß der Weg ein außerordentlich kritischer sein wird. Denn noch heut gilt es Vorurteile zu beseitigen, die auf Deutschlands Entwicklung in der Nachkriegszeit nachteilig wirken und von gewisser Seite sogar derartig ausgenutzt werden, als wenn Deutschland wieder schlagkräftig dastände und eigentlich seinen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen wollte, sondern auf Vergeltung warte. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß man Deutschlands Leistungsfähigkeit im Ausland überschätzt und aus seinen Forderungen nach endgültiger Lösung der Reparationsfrage schließt, daß es sich um die Leistungen an Entschädigungen, welche ihm der verlorene Krieg auferlegt hat, drückt. Man sollte auch in Deutschland nicht vergessen, daß diese Annahme eine gewisse Berechtigung hat, wenn man die Nachkriegsentwickelung in den einzelnen Siegerstaaten selbst betrachtet. Und hier kommt in erster Linie Frankreich in Frage, welches eine schleichende Krise durchlebt und weite Kreise des französischen Volkes nicht anerkennen wollen, daß sie den größten Teil ihrer Kriegsopfer doch selbst zu tragen haben. Als Sieger ist man immer noch der Ansicht, daß Deutschland alles zu zahlen habe, wie man dies vor Friedensschluß versichert hat und die Nationalisten tun alles, um diesen Glauben auch aufrecht zu erhalten. Man kann es deshalb nur begrüßen, daß sich der von den Sozialisten angebahnte Verständigungswille zwischen den Feindmächten bereits durchgesetzt hat, aber von einer deutsch-französischen Verständigung in dem Maße zu sprechen, wie sie zur Lösung der zwischen Deutschland und Frankreich schwebenden Probleme erforderlich ist, ist dennoch verfrüht. Und darum ist es auch verständlich, wenn der Widerstand in der Hauptsache von Paris kommt.

Es gibt Staatsmänner, die da glauben, daß Deutschland für die Lösung seiner Probleme einen ungünstigen Zeitpunkt ausgesucht hat, man hätte ruhig noch einige Jahre warten sollen und dann endgültige Vorschläge unterbreiten, um sowohl die Räumung als auch die Feststellung der deutschen Reparationsschuld erzielen zu können. Gewiß ist dies ein löblicher Vorschlag, wenn die Entwicklung der Wirtschaftsverhältnisse in Deutschland selbst nicht nach einer dringenden Lösung rufen würde. Daran ändert auch der optimistische Bericht des Reparationsagenten nichts, der Deutschlands Leistungsfähigkeit bei weitem überschätzt. Jedenfalls soll man sich darüber klar sein, daß die späteren Lasten, wenn ihnen das letzte Gutachten zugrunde gelegt wird, für Deutschland untragbar sind und in erster Linie die breiten Volksmassen und damit wieder die Arbeiterklasse am schärfsten treffen. Man soll darum jetzt schon nicht mit einem energischen „Nein" antworten, sondern ruhig abwarten, welche Vorschläge die Sachverständigenkonferenz ausarbeiten wird und dann ist es ja noch immer Zeit, sie anzunehmen oder abzulehnen und schließlich die irrigen Annahmen durch gegenteilige Beweise zu beseitigen. An der Schwere der Probleme gemessen, die zur Entscheidung stehen, ist die Situation durchaus nicht so ungünstig, wie man dies aus der deutschen Reichspresse herauslesen kann. Die Tatsache, daß man sich auf das Sachverständigenurteil überhaupt geeignet hat, ist zweifellos ein Fortschritt und er muß ausgenutzt werden. Freilich läßt die Ernennung der Sachverständigen, die ja endgültig bis zum 7. Januar erfolgen soll, auf manch harten Kampf schließen, der sich im Schoß der früheren Siegerstaaten abspielt, und daß man wieder die Reparationskommission in den Vordergrund der Entscheidung schiebt, ist gewiß ein beruhigendes Anzeichen. Aber sie ist nun einmal auf Grund des Friedensvertrages da und sie jetzt deutscherseits übergehen zu wollen, kann leider nicht anders bewertet werden, als daß Deutschland mit Gewalt auf Beseitigung der Friedensverträge treibt. Mag dieser Wunsch auch vorhanden sein, so darf man die Psychologie Frankreichs nicht unterschätzen. Und es wird bei allen Lösungen deutscher Probleme immer den Ausschlag geben.

Wir wollen uns keinen Täuschungen hingeben und klar erkennen, daß erst jetzt eigentlich Deutschlands Schicksalsstunde schlägt, wo es gilt die Endlösung zu erreichen. Die bisherigen Provisoriums haben ihm immerhin eine Wirtschaftsentwicklung zuteil werden lassen, die man in den wenigen Jahren nach dem Kriege nicht erwartet hat. Deutschlands guter Wille, das Höchste zu leisten, was es kann, ist wiederholt zum Ausdruck gekommen. Die Republik ist heute so gefestigt, daß sie jedem monarchistischen Ansturm Trotz bieten kann. Daß die Stunde der Entscheidung indessen eine ungewisse Regierung vorfindet, ist mindestens ein bedauerlicher Regiefehler, den man hätte beseitigen sollen. Aber gänzlich verfehlt ist der Schrei der Bankrotteure von gestern, daß sie allein fähig sind die Verantwortung zu übernehmen und nachdem sie die Tore versperrt finden, selbst zu Koalitionen bereit sind. Die bisherigen Erfolge deutscher Entwicklung sind ausschließlich dem Konto des Linkskurses zuzuschreiben. Das sollte man auch bedenken, wenn es jetzt zur Lösung der Endentscheidung geht. Für die Deutschnationalen, die, um an die Futterkrippe zu kommen, selbst den Dawesplan geschluckt haben, ist in einer deutschen Regierung vorerst kein Platz. Jede Opposition, die es ehrlich meint, ist zu begrüßen, aber die Politik der Bankrotteure hat in Deutschlands Schicksalstagen keinen Raum. Jede Einbeziehung der Deutschnationalen in eine kommende Koalition, ist der erste Verlust, den man zu buchen haben wird, wenn die Sachverständigen ihre Vorschläge unterbreiten. Die nächsten Wochen im Reich sind von außerordentlicher Bedeutung, ihr Ausgang hängt von einem entschiedenen Linkskurs ab und das sollte man nicht übersehen.

—ll.



**Professor Leo Rosenberg**

der bekannte Lehrer für Römisches, Bürgerliches und Zivilprozeßrecht an der Universität Gießen, vollendet am 7. Januar das 50. Lebensjahr.

## Zaleski bestohlen?

### Auf der Spur des Täters.

**Prag.** Wie erst jetzt bekannt wird, wurde am Neujahrstage dem polnischen Außenminister Zaleski während der Eisenbahnfahrt auf der Strecke Prag—Pilsen ein Teil seines Reisegepäcks gestohlen. Gestern wurde nun in Preßburg ein Mann verhaftet, der im Verdacht stehe, am 2. Weihnachtsfeiertag einen Einbruch bei einem Prager Goldwarenhändler verübt zu haben. Unter seinen Sachen wurde auch das dem Außenminister Zaleski gestohlene Gepäck, darunter verschiedene diplomatische Aktenstücke, Auszeichnungen und dergl. gefunden. Bemerkenswert ist, daß vor kurzem auf derselben Strecke auch ein hoher polnischer Ministerialbeamter seines Reisegepäcks beraubt wurde.

## Meyßtowicz ohne Maske

(Von unserem eigenen Korrespondenten.)

Th. L. Warschau, 3. Januar.

Das Legionärblatt „Glos Prawdy“ (Stimme der Wahrheit), das sich rühmt, Pilsudski selber nahezustehen, widmet dem von seinem Posten zurückgetretenen Justizminister Meyßztowicz einen Nachruf, der einen höchst interessanten Blick hinter die Kulissen der polnischen Regierung tun läßt. Meyßztowicz vertrat trat im Kabinett Pilsudski die konservativen Kreise, an denen dem Marschall sehr viel gelegen ist, was aber nicht den Beifall der sich radikal gebärdenden Legionärkreise besitzt. Der Rücktritt des Ministers hat nun ihrem Organ den Mund geöffnet und es legt los: „Herr Meyßztowicz war nur seinem Titel nach Minister. In Wirklichkeit erledigte der Vizeminister Car (sein gegenwärtiger Nachfolger) alle Arbeiten, während der Minister selbst in dieser Richtung weder Initiative noch Interesse zeigte. Seine Teilnahme an der Regierung hat daher keinerlei Resultate gebracht, zumal er keine eigenen Ansichten besaß und sich überdies auch nicht durch besondere politische Loyalität hervortat. Meyßztowicz besaß im Kabinett buchstäblich nicht die geringste Bedeutung und erfreute sich weder des Vertrauens noch der Wertschätzung der übrigen Minister. Das einzige, was er getan hat, war, daß er den Minister für Agrarreform beeinflußte, bei der Aufstellung der Güter, die parzelliert werden sollten, diejenigen seiner — Meyßztowicz's — persönlicher Freunde zu schonen. Ferner hat er eine Reihe pseudo-kommunistischer Prozesse in den Ostgebieten angestrengt, die Polen nur geschadet und die weißrussische Bevölkerung unnötig beunruhigt haben. Allgemein herrsche die Ueberzeugung, das Meyßztowicz diese Prozesse nur zu dem Zweck angestrengt hat, um sich selbst, dessen Güter eben in den Ostgebieten gelegen sind, und seiner Familie Ruhe und Frieden vor der kommunistischen Gefahr, von der er eine übertriebene Vorstellung hatte, zu sichern....“

So weit die Enthüllungen des „Glos Prawdy“, eines Blattes, das einmütig hinter der Regierung steht, die sich durch die Umbesetzung des Justizportefeuilles nicht im geringsten geändert hat. Die Rückschlüsse auf die politischen Verhältnisse, die in Polen herrschen, stellen sich von selbst ein. —

Etwas anderes verlangt aber noch der Erwähnung. Der „Glos Prawdy“ gibt zu, daß die Prozesse, die zu der Verurteilung von Hunderten von weißrussischen Pseudo-Kommunisten zumindest, sagen wir, der politischen und juristischen Berechtigung entbehrten und nur dazu bestimmt waren, Herrn Meyßztowicz und seiner lieben Familie Ruhe und Sicherheit zu verschaffen. Allein im berüchtigten Hromada-Prozeß sind 150, in einem anderen Prozeß gegen Weißrussen abermals 120 Menschen zu vieljährigen Zuchthausstrafen verurteilt worden, und in der nächsten Woche beginnt abermals ein Prozeß gegen 135 Weißrussen, deren Verbrechen auf Grund der angeblichen Hromada-Vergehen konstruiert worden sind. Hier muß der neue Justizminister, muß die polnische Regierung eingreifen, will sie nicht die Vorwürfe, die ihr eigenes Organ gegen Meyßztowicz erhoben hat, auf sich sitzen lassen.

Mit Recht erhebt daher der sozialistische „Robotnik“ die Forderung nach der Revision des Hromada-Prozesses. Hunderte von Menschen, (genauer: nahezu 500), zum persönlichen Schutz eines Ministers und seiner Familie auf Jahrzehnte hinter Gefängnismauern zu schwerster Sträflingsarbeit gesteckt, warten darauf — und mit ihnen die gesamte öffentliche Meinung.

## Rußland soll zahlen

**Die Warschauer „Epoka“ fordert Bezahlung der russischen Schulden**

**Warschau.** Die halbamtliche „Epoka“ beschäftigte sich am Freitag mit der Litwinow-Note und schreibt u. a., daß der neue sowjetrussische Vorschlag die Frage der Durchführung der sich aus dem Rigaer Vertrag ergebenden russischen Leistungen an Polen wieder aufgerollt habe. Die Gesamtschuld Rußlands an Polen betrage rund 400 Millionen Goldrubel oder 1750 Millioner Zloty. Das seien etwa 5 v. H. des 7-Milliarden-Haushalts der Sowjetunion. Rußland würde also wohl in der Lage sein, seinen Verpflichtungen gegenüber Polen nachzukommen. — Die sozialdemokratische Zeitung „Robotnik“ führt aus, Polen müsse den russischen Vorschlag annehmen, falls er neue Friedensgarantien in sich berge. Anzustreben wäre ein Abkommen zwischen Sowjetrußland einerseits und Polen, Rumänien und den baltischen Randstaaten andererseits. Der Friede im Osten würde dadurch in hohem Grade gefestigt werden.



### 8 Tage in der Luft

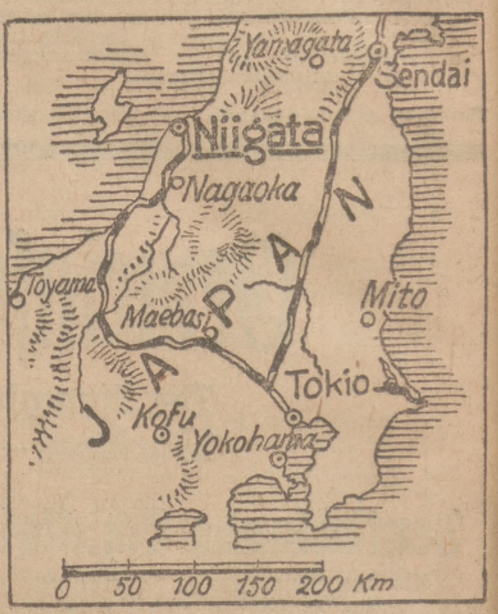
soll das amerikanische Armee-Flugzeug „Question Mark“ bleiben, das mit einer Besatzung von fünf Mann seit mehreren Tagen über der Stadt Los Angeles (Kalifornien) kreuzt. Die Nachfüllung von Brennstoff und Wasser, sowie die Zuführung von warmem Essen wird während des Fluges von einem Schwesterflugzeug ausgeführt und ist achtmal geglückt. — Wir zeigen das Versuchsflugzeug mit seinem Schlauch, mit dem das Tanken während des Fluges zum ersten Mal durchgeführt wurde.

# Die Einstellung Englands zur Reparationsfrage

**London.** Der Leitartikel der „Times“ vom Freitag zur Reparationsfrage wird in unterrichteten Kreisen allgemein als die offiziöse Umschreibung des britischen Standpunktes angesehen. Der wesentliche Punkt des Artikels stellt die erneute Bestätigung dafür dar, daß Großbritannien nicht auf eine Festlegung einer Gesamtreparationssumme hinarbeitet, sondern auf die Festlegung von bestimmten Jahreszahlungen für bestimmte Zeiten; mit anderen Worten, die endgültigen Reparationseingänge sollen hoch genug sein, um die britischen Schuldenzahlungen an Amerika in einem Zeitraum von 62 Jahren zusammen mit den Eingängen aus dem Schuldenabkommen mit den anderen Ländern decken zu können. Diese Forderung wird ausdrücklich als gemäßigt bezeichnet und betont, daß selbst eine beträchtliche Ermäßigung der Daweszahlungen noch Raum für die Bereitstellung einer angemessenen Summe für den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete lasse.

Wie bescheiden diese Herabsetzungsmöglichkeit der deutschen Verpflichtungen ist, sagt die „Times“ nicht, sondern der Nachdruck wird, — wie dieser offiziöse Artikel auf das deutlichste beweist — auf Grund des letzten Berichtes Parker Gilberts noch stärker als bisher auf die deutsche Leistungsfähigkeit gelegt. Es ist kein Zweifel, daß an einer Lösung, wie sie offensichtlich angestrebt wird, sämtliche Alliierten stärker interessiert sind als Deutschland.






### Erdbeben und Springflut in Japan

Japan, das in den letzten Jahren wiederholt von Naturkatastrophen heimgesucht wurde, ist wiederum von einem solchen Unglück betroffen worden. Nachdem der Vulkan Asosan auf der Insel Kiuschiu schon während des letzten Monats in Tätigkeit getreten war, folgte ein starkes Erdbeben. Gleichzeitig wurde die Nordwestküste von Japan in der Gegend von Niigata von einer Springflut überrascht, die Hunderte von Häusern zerstörte und 56 Personen tötete. — Wir zeigen ein Bild von den Zerstörungen des letzten japanischen Erdbebens.

## Aman Allahs Friedensabkommen

**London.** Nach den letzten aus Kabul in Neu-Delhi eingegangenen Berichten ist der frühere Gouverneur von Kabul, Ali Ahmed Khan, bei seinen Friedensverhandlungen mit den Aufständischen in Dschellalabad erfolgreich gewesen und hat ein Abkommen abgeschlossen, das in seinen Einzelheiten allerdings noch nicht bekannt ist. Dagegen bestehen gewisse Anzeichen dafür, daß in Kürze mit einem weiteren Zusammenstoß zwischen afghanischen Truppen und den Anhängern des Rebellenführers Bachi Bakao, der den kürzlichen Vorstoß auf die Hauptstadt leitete, zu rechnen ist. Die Telegraphen-Linie Kandahar-Quetta ist unterbrochen. Die Verbindung zwischen Kabul und Indien wird drahtlos aufrecht erhalten.

## Die Besatzung eine mobile Kriegstruppe

**Frankfurt.** Das französische Militärrecht, das am 1. Januar in Kraft getreten ist, bezieht sich leider nur auf das innere Frankreich. Das besetzte Gebiet bleibt von den Milderungen dieses neuen Rechtes ausgeschlossen. Die französische Militärbehörde begründet ihre Maßnahme damit, daß die Milderungen für das besetzte Gebiet nicht in Frage kommen könnten, weil die Rheinarmee eine mobile Truppe sei im Gegensatz zu den Garnisonen in Frankreich, die als demobil anzusprechen seien. Damit wird von französischer Seite zugegeben, daß man in der Besatzung eine mobile Kriegstruppe sieht.

## Tschiangkaischek fordert eine National-Armee

**Peking.** Wie aus Schanghei gemeldet wird, erklärte Tschiangkeischek auf der Armeeführerkonferenz, daß in erster Linie die Diktatur einzelner Führer in verschiedenen chinesischen Provinzen unterbunden werden müsse. Ferner müßten die Streitkräfte in den einzelnen Provinzen in eine Nationalarmee umgewandelt und der Zentralregierung unterstellt werden.

## Um den Frieden in Mexiko

**Paris.** Wie aus Mexiko-Stadt gemeldet wird, hofft der Präsident von Mexiko in zwei Monaten den Frieden in seinem Lande herstellen zu können. Den Rebellen, die sich mit Gewehr ergeben, sollen 20 Pesos und denen, die sich mit Sätteln ergeben, weitere 30 Pesos ausgezahlt werden. Außerdem wird ihnen eine Landparzelle und das nötige Wirtschaftsgerät zur Bebauung zur Verfügung gestellt. Bisher haben sich 46 Rebellen gestellt.

## Die deutsche Sprache in der Tschechoslowakei

**Prag.** Die Regierung hat mit Wirksamkeit vom 1. Januar die Verordnung über die sprachrechtlichen Bestimmungen für die Landes- und Bezirksvertretungen und ihre Ausschüsse bekanntgegeben. Wenn auch die Härten der für die beiden Kammern des Parlaments geltenden sprachlichen Geschäftsordnungsbestimmungen in dieser Verordnung einigermaßen gemildert sind, so muß doch festgestellt werden, daß die neuen Bestimmungen weder für die Landesvertretungen noch für die Bezirke derart sind, daß sich ständige Reibungen vermeiden lassen.

## Kinoeinsturz in Bologna

**Mailand.** Das Kino Reale in Bologna stürzte während der Stuckaturarbeiten ein. Im ganzen wurden 4 Arbeiter verschüttet, die schwerverletzt aus den Trümmern hervorgezogen wurden. Es ist sofort eine strenge Untersuchung eingeleitet worden. Der Baumeister ist geflohen.

## Loebe beim lettischen Staatspräsidenten

**Riga.** Reichstagspräsident Loebe wurde am Freitag vom Staatspräsidenten von Lettland in Audienz empfangen.

## 150 Tote der japanischen Sturmflut

**London.** Die Zahl der bei den schweren Sturm- und Sturzfluten an der japanischen Westküste ums Leben gekommenen Personen hat sich nach Berichten aus Tokio auf 150 erhöht. Hunderte von Häusern sind durch die Fluten zerstört und unbewohnbar geworden.

## Starke Verkehrsstörungen in Polen

**Warschau.** Die starken Schneefälle in der Nacht vom Mittwoch auf Donnerstag und am Donnerstag haben im polnischen Eisenbahnverkehr verschiedentlich Störungen hervorgerufen. Im ganzen sind 30 000 Arbeiter damit beschäftigt, die verwehten Schienenstränge freizulegen. In den Straßen Lembergs mußten Schneepflüge in Tätigkeit treten, da die Straßenbahnwagen stecken blieben.

## 15 Arbeiter bei einer Gasexplosion verletzt

**Wien.** Freitag Nachmittag, explodierte in den Warchalovski-Werken eine Flasche mit Gas, das zum Autogenenschweißen verwendet wird. 5 Arbeiter wurden schwer, 10 leicht verletzt. Alle Fensterscheiben der Werkstätte und der Nachbarhäuser wurden zertrümmert. Der Materialschaden ist so bedeutend, daß die Fabrik für drei Wochen gesperrt werden muß.

## 16000 Kilo Dynamit zur Sprengung des Eises der Narowa

**Reval.** Zwei Brücken der Narowa werden durch die großen Eisstauungen schwerstens bedroht. Man hat nunmehr beschlossen, das Eis mit Hilfe von 16 000 Kilogramm Dynamit zu sprengen, um so die Gefahren für die Brücken zu beseitigen. Durch die Ueberschwemmungen sind die Hafenanlagen am Flusse zerstört worden.




Rußland hat an Polen und Litauen den Vorschlag gerichtet, den Kellogg-Pakt anzuerkennen und untereinander in Kraft treten zu lassen.

# Polnisch-Schlesien

### . . . „zum Befehl“!

* Wir wußten es von vornherein, daß der bis heute nicht einwandfrei geklärte Vorfall in Rosenberg, das Sprengattentat auf die Bank Ludowe der „Polska Zachodnia“ Anlaß geben wird, kräftig gegen das Deutschtum zu hetzen und natürlich auch gegen den „Volkswille“ da wir unverblumt unsere Stellungnahme zu der leidigen Angelegenheit äußerten. Es auch nicht unterließen, diejenigen, die für sie letzten Endes verantwortlich zu machen sind, zu kennzeichnen, gleichzeitig aber die Erwartung aussprachen, die deutschen Behörden mögen baldmöglichst Klarheit schaffen und die Schuldigen zur Veranwortung ziehen. Und soviel wir unterrichtet sind, wird jener Dummejungenstreich, als solchen müssen wir ihn heute bezeichnen, trotzdem ohne ein gewisses Nachspiel nicht bleiben, denn energisch griff die zuständige Behörde ein, um der polnischen Minderheit in Deutschoberschlesien Genugtuung zu geben. Ob man darüber in den polnischen Ueberpatriotenkreisen, in der „Polska Zachodnia“ erbaut sein wird, mögen wir bezweifeln, denn diesen Kreisen ist der Schutz, die Fürsorge, der sich die polnische Minderheit erfreut, schon längst ein Dorn im Auge. Haben sie doch viel zu wenig Anlaß, um im Trüben fischen zu können, um das Hetzhorn blasen zu können.

Die „Polska Zachodnia“ befaßt sich heute erneut mit dem Anschlag auf die Bank Ludowe in Rosenberg. Was über ihn die deutsche Presse schrieb, ist selbstverständlich alles Schwindel, denn sie weiß es viel besser, was los gewesen ist. Unseretwegen soll sie es auch wissen, wir gönnen ihr das. Aber durchaus falsch berichtet ist sie, wenn sie glaubt, daß wir auf Veranlassung irgend einer Stelle unsere Stellungnahme schrieben — das haben wir keineswegs nötig und werden es auch ablehnen, uns irgendwie beeinflussen zu lassen. Wir haben das nicht so nötig wie die „Polska Zachodnia“, die das ausführen muß, was der Pressereferent der Wojewodschaft und die sonstigen Obersanatoren anordnen. Der „Volkswille“ braucht keineswegs „stramm zum Befehl“, so schreibt das Hetzblatt, zu stehen. Man soll nicht gleich von sich selbst auf andere schließen. Allerdings kann man von Journalisten, wie sie die Rumun und Kapuczinski sind, nichts anderes verlangen. Sie sind an das Strammstehen zum Befehlsempfang gewöhnt. Wehe ihnen, wollten sie einmal ihre persönliche Meinung äußern. Und darum geifern sie, wühlen in Schmutz und Dreck. Wie ihre Herren Meister, die frohlockt hätten, wäre die Rosenberger polnische Bank ganz und gar zum Teufel gegangen. Ach, was hätt' es dann für einen Jubeltanz gegeben!

Nicht auszudenken . . . . .

### Was geht im Myslowitzer Gefängnis vor?

**Aufruhr der politischen Gefangenen.**

**Teilweiser Hungerstreik.**

* Aus uns noch nicht bekannten Gründen kam es gestern zu einem Aufruhr der im Myslowitzer Gefängnis inhaftierten 54 Kommunisten. Die Gefangenen vollführten einen riesigen Spektakel, sangen ihre Kampflieder und ergingen sich in Ausdrücken, die auch unserem teuren Vaterlande kein gutes Haar ließen. Selbstverständlich wurde sofort ein starkes Polizeiaufgebot eingesetzt, um den „bunt“ aus der Welt zu schaffen. Allerdings dauerte es Stunden, ehe das der Polizei gelang. Welche Mittel sie dabei angewandt haben ist uns auch nicht bekannt, jedenfalls ist aber die Tatsache bezeichnend, daß 15 der Gefangenen in den Hungerstreik getreten sind.

Die polnische Presse schreibt, daß der Aufruhr deshalb ausbrach, weil einer der politischen Gefangenen wegen ungebührlichen Benehmens in der Strafzelle untergebracht wurde. Ob das den Tatsachen entspricht, können wir nicht beurteilen, aber wir wissen auch aus sehr vielen Interpellationen im Warschauer Sejm, daß die Lage der politischen Gefangenen in Polen keine rosige ist. Und irren wir uns nicht, so ist es nicht das erste Mal, wenn kommunistische Gefangene in den Hungerstreik treten. Ueberhaupt in Myslowitz ist häufig mit den politischen Gefangenen was los, was bestimmte Ursachen haben muß. Sie zu untersuchen wird es wohl gewisse Instanzen geben.

### Für 524 000 Zloty Eisenwaren beschlagnahmt

**Eine neue Riesenschmuggelaffäre.**

* Das Schmuggelgeschäft muß bei uns ausgezeichnet gehen, trotz der täglichen Konfiskationen. Welchen riesigen Umfang es bereits angenommen hat, geht schon daraus hervor, daß allein bei dem Medikamentenschmuggel der Staat um 30 Millionen Zloty geschädigt worden sein soll.

Heute können wir wieder berichten von einer neuen Schmuggelaffäre, die anscheinend auch nicht klein sein dürfte, denn nicht weniger als für 524 000 Zloty beschlagnahmte die Zollbehörde Eisenwaren deutschen, englischen und tschechischen Ursprungs. Und man glaubt, daß wenn die Untersuchung beendet sein wird, noch bessere Resultate zu verzeichnen sein werden.

Aber wenn es auch gelungen ist, gerade in der letzten Zeit, nachdem die Spezialkommission ihre Wirksamkeit aufgenommen hat, den Schmuggel etwas einzudämmen, so kann jedoch keine Rede davon sein, ihn gänzlich zu liquidieren. Er ist nun einmal ein glänzendes Geschäft und gerade in Oberschlesien mit seinen verzwickten Grenzverhältnissen ist für ihn ein besonders günstiges Feld vorhanden.

### Von der Schlesischen Landwirtschaftskammer

Nach einer Bekanntgabe der Remontekommission werden beim Ankauf von Remontepferden und zwar, sofern es sich um minderwertiges Pferdematerial handelt, bis zu 100 Zloty weniger gezahlt. Als minderwertiges Pferdematerial gelten auch solche Tiere deren Mähne und Schweif beschnitten sind.

## Die schlesischen Patrioten belehren die Warschauer

Ein polnisches Sprichwort sagt: „Je weiter in den Wald, umso mehr Bäume.“ Es stimmt, insbesondere, wenn es sich um unsere lieben Freunde vom polnischen Westmarkenverband handelt, die da tapfer gegen die deutsche Gefahr unermüdlich streiten. Sie entdecken die deutsche Gefahr auf Schritt und Tritt. Einmal ist es eine deutsche Aufschrift auf einem Verkaufsartikel im Geschäftsladen, dann wieder sagte der Geschäftsführer einem braven polnischen Patrioten „Guten Tag“ anstatt „Dzien dobry“, zur Abwechslung wieder spricht ein polnischer Soldat mit einer Verkäuferin deutsch usw. Nachdem schon soviel Gefahr für das Polentum in Ostoberschlesien entdeckt wurde, sollte man meinen, daß da nichts mehr zu entdecken übrig bleibt. Aber weit gefehlt. Da haben die Deutschen einen eigenen Gesangverein in Kattowitz, der „Meistersche Gesangverein“, der nicht nur in Kattowitz singt, aber letztens sogar einen Abstecher nach Warschau machte und in der großen Warschauer Oper mit seinem Gesang die Warschauer ergötzte. Die Warschauer haben die große Gefahr, die ihnen von dem deutschen Kattowitzer Meisterschen Gesangverein drohte, nicht erkannt und den Kattowitzer Sängern Lob über Lob gespendet. Jetzt werden sie von den „echten“ Patrioten in Oberschlesien belehrt, daß es nicht angehe, einen deutschen Gesangverein nach Warschau einzuladen und ihn obendrein noch zu loben. Es ist doch eine deutsche Kulturarbeit und wenn die Warschauer selbst nicht fähig sind, einen eigenen Gesangverein zu gründen und zu erhalten, und einen Gesangverein unbedingt haben wollen, so sollen sie den Gesangverein in Lemberg oder Krakau nach Warschau bestellen, nicht aber einen deutschen aus Kattowitz. Also „Made in Galizien“ ist nur echt und patriotisch, alles andere ist zu verwerfen.

Eigentlich war es diesmal nicht die „Polska Zachodnia“, die die Gefahr, die die Warschauer arg bedrohte, entdeckt hat. Wir haben einen polnischen Sängerbund in Polnisch-Oberschlesien, und dieser gibt ein Blättchen, den „Spiewak“ (Sänger) heraus. Verärgert darüber, daß die Warschauer nicht einen polnischen Gesangverein, sondern den Meisterschen Gesangverein nach Warschau eingeladen haben, veröffentlicht der „Spiewak“ einen Artikel und erteilt den Warschauern Lektion in Patriotismus. Daß sich die „Polska Zachodnia“ mit den Ausführungen des „Spiewak“ solidarisiert, war vorauszusehen. Beide berichten jetzt, daß in Duisburg gegen die Vorführung „König Roger“ von Szymanski in dem dortigen Theater protestiert wurde, weil das ein polnisches Stück ist und die Warschauer dulden es, daß deutsche Sänger in der polnischen Hauptstadt singen können. Freilich gibt es auch in Deutschland Ueberpatrioten, so wie wir ihnen hier bei uns täglich dutzendweise begegnen, die selbst die Kunst verdammen, wenn sie in ihren patriotischen Kram nicht paßt. Gegen einen solchen blöden „Patriotismus“, der alles in Bausch und Bogen verurteilt, sobald er der nationalistischen Hetze nicht dient, kann nicht genug energisch angekämpft werden. Daraus kann man aber ersehen, daß der kämpfende Nationalismus selbst für Bildung, Kultur und Kunst gefährlich wird.

## Hier werden polnische Eier nicht verkauft!

Die Eiergeschäfte in London haben kleine Tafeln ausgehängt, auf welchen zu lesen ist: „Hier werden polnische Eier nicht verkauft!“ Das klingt unwahrscheinlich, ist aber wahr. England boykottiert die polnischen Eier, die in der polnischen Handelsbilanz einen wichtigen Ausfuhrposten einnehmen. Es sind aber nicht nur allein die polnischen Eier, die da auf die schwarze Liste gelangt sind, weil England den ganzen polnischen Warenexport boykottiert. Die Engländer sind gute Geschäftsleute, und wenn sie mit dem Boykott beginnen, so haben sie sicherlich ihre guten Gründe dazu. Noch vor zwei Jahren haben die Engländer in Kattowitz, Posen und Bromberg besondere Einrichtungen in den Schlachthäusern geschaffen und hier Pökelfleisch für die Versendung nach England vorbereitet. Die Einrichtungen sind zwar geblieben, aber sie stehen unbenützt da. Wohl steht Polen in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht mit England auf einem freundschaftlichen Fuße, doch haben sich die Handelsbeziehungen zwischen den beiden Staaten derart verschlechtert, daß sie einem Wirtschaftskriege, ähnlich, wie er zwischen Polen und Deutschland geführt wird, gleichkommen.

Polen hat bekanntlich eine passive Handelsbilanz und der Fehlbetrag dieser Handelsbilanz betrug im Jahre 1928 rund 1 Milliarde Zloty. Selbstverständlich hat die polnische Regierung alles versucht, um die Gesundung der Ein- und Ausfuhrwirtschaft herbeizuführen. Man erhöhte die Zölle um 72 Prozent und nannte das eine „Valorisierung“. Das hat selbstverständlich in einem Handelsstaate, wie es England einmal ist, viel böses Blut gemacht. Die Engländer haben diese Maßnahme sofort mit der Einstellung des polnischen Fleischimportes quittiert. Doch hat die Zollvalorisierung an der Passivität der polnischen Handelsbilanz nichts geändert, da sie nach wie vor passiv blieb. Da appellierte die polnische Regierung an die polnische Allgemeinheit, und der amerikanische Finanzberater in Warschau, Herr Devey, hielt selbst vor den Warschauer Studenten eine Rede gegen die übermäßige Wareneinfuhr aus dem Auslande nach Polen. Die polnischen Studenten haben die Rede des amerikanischen Finanzberaters wörtlich aufgefaßt. Sie trieben einen häßlichen Ulk auf der Straße und demolierten einige Läden mit englischen und französischen Waren. Als dann noch die Damen mit dem Tanz gegen die Auslandsware einsetzten, da wurde das tolle Treiben in Warschau von den Engländern mit dem Boykott der polnischen Waren beantwortet. Seit dieser Zeit hängen in London die schwarzen Tafeln mit der Ankündigung, daß die Londoner Eiergeschäfte keine polnischen Eier mehr führen. Mit Rußland haben wir keinen Handelsvertrag, mit Deutschland führen wir einen Wirtschaftskrieg und England boykottiert die polnischen Eier. Wie kann da das wirtschaftliche Leben in einem solchen Staate ausschauen, das solche ungeregelte Handelsbeziehungen mit den größten Nachbarvölkern führt! Daß alle Auslandsartikel bei uns teuer sind, ist erklärlich, doch müßten wenigstens die Inlandsartikel, hauptsächlich Eier, Butter und Fleisch, die wir nirgends anbringen können, billig sein. Aber das ist nicht der Fall, weil wir nicht nur ungeregelte Handelsbeziehungen mit dem Auslande haben, aber im Inlande sind sie noch mehr ungeregelt oder vielmehr zu sehr „geregelt“. Ein Ei kostet bei uns bereits 30 Groschen, 1 Kilogramm Butter 10 Zloty, 1 Liter Milch 56 Groschen usw. Die Regierung begünstigt den Trusthandel mit diesen Artikeln, der den Export „organisieren“ soll und da die Großfirmen die Ware im Auslande nicht anbringen können, so halten sie sich schadlos an dem Inlandskonsum. Dafür erhalten sie noch besondere Kredite von der Regierung. Wir haben da in Polen eine landwirtschaftliche „Genossenschaft“, die den Eier- und Butterhandel beherrscht und der polnischen Industriebevölkerung das Fell über die Ohren zieht. Wir sind aber nicht in der glücklichen Lage wie die Engländer, und können keine Täfelchen mit der Ankündigung aushängen, daß wir die polnischen Eier nicht kaufen. Daran hindern uns die hohen Zölle.

### Ein Irrtum Gustliks

* Der „Gustlik“ der „Polska Zachodnia“ hat sich nie durch übergroße Intelligenz ausgezeichnet, was wir sehr gut zu würdigen wissen. Muß er sich doch dem geistigen Niveau seiner Leser anpassen. Heute aber gibt er uns Gelegenheit, ihn ehrlich zu bewundern. Seiner schönen Offenheit wegen, die sonst in seinem Lager nicht anzutreffen ist. Er bringt nämlich ein hübsches Bild, welches er mit dem Titel „Tegoroczny Sylwester na Górnym Śląsku“ versieht. Das Bild ist wirklich schön. Da sehen wir eine Gaststube mit einigen anrüchigen alkoholisierten Gestalten, die in einer Keilerei begriffen sind. Dazwischen mehrere heulende und händeringende Matek Poleks. Und das nennt der Gustlik „Tegoroczny Sylwester na Górnym Śląska“. Man weiß nicht, was Gustlik sich eigentlich dachte, als er das Bildchen mit dem genannten Titel versah, denn so verläuft die übliche Silvesterfeier bei uns nun doch nicht. Aber es dürfte sich hier zweifellos um einen Druckfehler handeln und wie man uns von eingeweihter Seite orientiert, ist es denn auch so. Nicht „na Górnym Śląsku“, sollte es bei der Ueberschrift heißen, sondern „u Sanatorów“. Na, ein Irrtum kann schon vorkommen, zumal in der Redaktion des Gustlik. Und umsomehr entschuldigen wir ihn, als Gustlik diesmal das Richtige getroffen hat. Denn tatsächlich wird bei unseren Sanatoren Silvester so gefeiert, wie es das Bildchen darstellt. Aber auch alle andern Gelegenheiten. Wir konnten das nicht nur einmal beobachten. Ueberhaupt die letzte Neujahrsnacht. Die war einzigartig, jedoch kein Wunder, denn im Laufe des verflossenen Jahres hatten unsere „Edelsten“ des Landes genügend Gelegenheit gehabt ihrer Lieblingsbeschäftigung Knüppel- und Stuhlbeinschwingen, wie „Gläser an den Kopf werfen“ nachzugehen.

Ob aber Gustliks Bild seinen Freunden gefallen wird, lassen wir dahin gestellt sein. Blamiert, anständig blamiert hat er sie auf alle Fälle.

### Wichtig für Verkehrskarteninhaber

Es wird hiermit darauf aufmerksam gemacht, daß nur diejenigen Verkehrskarteninhaber ein Recht auf Prolongierung ihrer Karten haben, welche diese zwecks Prolongation spätestens in der Zeit vom 15.—31. Dezember 1928 zur Anmeldung brachten. Alle diejenigen, welche in der angegebenen Zeit irgendwie versäumten die Prolongation zu beantragen, haben kein Anrecht mehr auf eine solche und müssen Neuanträge stellen.

## Kattowitz und Umgebung

### Vor 25 Jahren.

Am 5. Januar 1903 wurde in Kattowitz der erste sozialistische Wahlverein in Oberschlesien gegründet, nachdem die sozialistische Bewegung früher ein illegales Dasein geführt hat. Aber auch nach der offiziellen Gründung konnte der Wahlverein keine öffentliche Wirksamkeit entfalten und mußte seine Mitgliederversammlungen in Wäldern und jenseits der Grenze im benachbarten Galizien abhalten, um von den Hetzern des Grenzkommissars Mädler Frieden zu haben. Es ist hier auf die Entwicklung der sozialistischen Bewegung schon von berufener Feder hingewiesen worden, so daß wir uns heut nur darauf beschränken den Gründungstag festzustellen. Die offizielle Feier wird der Ortsverein voraussichtlich am 20. Januar begehen. Der damalige Vorsitzende Genosse Bruhns hat leider bereits das Zeitliche gesegnet und von den früheren Vorkämpfern sind in Polen selbst nur noch einige da, die leider außerhalb unserer Reihen stehen. Als wir vor fünf Jahren das zwanzigjährige Bestehen feierten waren unsere Hoffnungen auf den Kattowitzer Ortsverein weit höher gespannt. Aber es geht trotzdem vorwärts, wenn auch nicht im Rahmen unserer Erwartungen. Allen denen aber, die bis heut ausgehalten haben und auch weiterhin mitarbeiten wollen, sei hier der Dank ausgesprochen. In der politischen Bewegung sind 25 Jahre nur eine kurze Spanne Zeit. Viel ist erreicht, mehr muß erreicht werden. Man wird kaum behaupten wollen, daß sich in den 25 Jahren vieles geändert hat, noch ist der Klerus am Ruder und die reaktionären Praktiken der Polizei von heut unterscheiden sich in nichts von den Methoden des Grenzkommissars Mädler. Aber ein Unterschied ist zu merken, daß sie heut weit schärfer sind, wie zu Zeiten Mädlers. Denn Mädler arbeitete wenigstens offen, ohne Spitzel und Provokateure, wie sie leider heut an der Tagesordnung sind.

**Volkshochschule Kattowitz.** Die englischen, polnischen und französischen Kurse beginnen nächste Woche, mit Ausnahme des englischen Kurses von Studienrat Birkner, der wegen Erkrankung wahrscheinlich erst am 21. Januar fortgeführt wird.

**Philharmonisches Orchester Kattowitz.** Die Proben finden auch im neuen Jahre jeden Montag, abends 8 Uhr, pünktlich im Lyzeum statt. Neueintretende melden sich vor Beginn beim Dirigenten. Die geplante Mitgliederversammlung muß wegen Erkrankung des Vorsitzenden zunächst verschoben werden.

**Sanitätskursus.** Ab heutigen Sonnabend, abends 7 Uhr, beginnt in der Mittelschule in Kattowitz unter Leitung von Dr. Krajewski ein neuer, mehrtägiger Sanitätskursus.

**Fachkursus für Monteure und Installateure.** Das Schlesische Handwerks- und Industrie-Institut beabsichtigt Anfang Februar d. Js. in Kattowitz einen Kursus für Monteure und Installateure zwecks Ausbildung in der Gas- und Wasserrohrbranche abzuhalten. Es erfolgt praktische und theoretische Ausbildung. Zugelassen werden Gesellen und Praktikanten, welche bereits das 18. Lebensjahr überschritten haben, ferner eine 2jährige Praxis, sowie mindestens eine 4jährige Schulzeit nachweisen können. Nach Abhaltung des Fachkurses wird vor einer besonderen Kommission die Prüfung abgelegt. Anmeldungen nimmt das Schlesische Handwerks- und Industrie-Institut in Kattowitz, ulica Slowackiego 19, werktäglich in der Zeit von 9 Uhr vormittags bis 1 Uhr nachmittags, sowie ab nachmittags 4 Uhr bis abends 6 Uhr entgegen. Dortselbst werden an Interessenten auf Wunsch auch die notwendigen Auskünfte erteilt.

**Erhöhte Erwerbslosenziffer.** In der letzten Berichtswoche betrug im Landkreis Kattowitz der Zugang 555, der Abgang 438 Beschäftigungslose. Am Ende der Woche wurden 5136 Erwerbslose geführt, darunter 1037 Grubenarbeiter, 287 Eisenhüttenarbeiter, 186 Metallarbeiter, 205 Bauarbeiter, 263 qualifizierte, 2881 nichtqualifizierte Arbeiter, 14 Landarbeiter und 209 Kopfarbeiter. Die Staatsbeihilfe erhielten 1564, eine Unterstützung nach dem Erwerbslosenfürsorgegesetz 74, sowie nach der Spezialaktion 817 Erwerbslose. Zur Auszahlung gelangte überdies an 428 Erwerbslose eine einmalige Beihilfe in Beträgen von 15 bis 30 Zloty.

**Jahrmarktkalender.** Nach einer Mitteilung der Landwirtschaftskammer in Kattowitz finden im laufenden Jahre die Jahrmärkte in Kattowitz in folgender Reihenfolge statt: Dienstag, den 22. Januar, Montag, den 25. Februar, Dienstag, den 12. März, 9. April, 14. Mai, 11. Junj, 9. Juli, 6. August, 10. September, 8. Oktober, Montag, den 11. November und Dienstag, den 3. Dezember.

* **In der Toilette erschossen.** Ein elegant gekleideter Herr erschoß sich vorgestern in der Toilette des Restaurants „Silesia" mit einem wohlgezielten Revolverschuß. Bis jetzt konnten seine Personalien nicht festgestellt werden, da sich bei ihm keinerlei Ausweispapiere befanden. Die Leiche wurde nach dem städtischen Krankenhaus überführt.

* **Schrecklicher Selbstmord.** Am Alfredschacht wurde die Leiche des 24 Jahre alten Peter Baronowski aus Hohenlohehütte aufgefunden, deren Kopf schreckliche Verletzungen aufwies. Wie festgestellt wurde, beging Baronowski Selbstmord, indem er sich eine Sprengkapsel in das rechte Ohr steckte und diese dann zur Explosion brachte. B. fand den Tod auf der Stelle. — Binnen kurzer Zeit ist das der zweite Selbstmord, der auf eine solche Weise begangen wurde.

**Bestrafte Schmuggler.** Wegen Schmuggel von 22 Kilo Tabakwaren und 3 Kilo Sacharin hatten sich vor der Zollstrafkammer in Kattowitz die Arbeiter Franz Jakobowski, Jakob Zebrowski und Wladislaus Kaminski aus der Ortschaft Budki im Kreise Czenstochau zu verantworten. Die Schmuggler wurden an der grünen Grenze bei Koschentin abgefaßt. Der Grenzbeamte feuerte mehrere Kugeln ab, da die Schmuggler sich damals durch Flucht der Festnahme entziehen wollten. Die Beklagten bekannten sich nicht zur Schuld, sondern verlegten sich auf Ausreden. Nach Durchführung der Beweisaufnahme wurden die drei Beklagten zu Geldstrafen von je 2100 Zloty bezw. 21 Tagen Gefängnis verurteilt.

# Königshütte und Umgebung

### Wie schützt man sich vor der Grippe.

In den letzten Tagen ist eine starke Häufung fieberhafter Erkältungskrankheiten aufgetreten, die man gemeinhin mit dem Namen „Grippe" zu bezeichnen pflegt. Ob alle diese Erkrankungen im strengen wissenschaftlichen Sinne den Namen Grippe verdienen, muß dahingestellt bleiben. Sie sind aber sämtlich gekennzeichnet durch das plötzliche Einsetzen von Schnupfen, Husten, mehr oder minder hohem Fieber, Gliederschmerzen usw. Wenn auch die große Mehrzahl der bisherigen Erkrankungen anscheinend leichterer Natur ist, so läßt sich doch von einer solchen grippenartigen Erkrankung nur in den seltensten Fällen voraussehen, welchen Verlauf sie nehmen wird. Gerade die Grippe aber ist ausgezeichnet durch die Neigung zu Rückfällen, die oft schwerer sind als die Ersterkrankung, und durch eine Reihe von Nachkrankheiten. Hierher gehören. Stirnhöhlenkatarrhe, die Mittelohrentzündung, Herzerkrankungen und Nierenleiden. Von ganz besonderer Bedeutung ist die Tatsache, daß ruhende oder bisher nicht in die Erscheinung getretene tuberkulöse Lungenspitzenerkrankungen nicht selten durch die Grippe von neuem entfacht werden oder überhaupt erstmals in Erscheinung treten. Daher ist es notwendig, jeder, insbesondere mit Temperaturerhöhung einhergehenden grippenartigen Erkrankung die notwendige Beachtung zu schenken und vor allem so rasch wie möglich einen Arzt zu Rate zu ziehen. Die Behandlung des Kranken wird naturgemäß ausschließlich der Arzt zu leiten haben, gegen die Weiterverbreitung der Krankheit aber kann der einzelne sich und seine Umgebung wirksam schützen durch Beachtung der wichtigsten Grundregeln der vorbeugenden Gesundheitspflege: Vor allem vermeide man allzu nahe Berührung mit dem Kranken und sorge dafür, daß er beim Husten und Niesen das Gesicht abwendet oder ein Taschentuch vor den Mund hält. Ganz besonders wichtig ist diese Maßnahme überall da, wo eine größere Anzahl von scheinbar gesunden oder leicht kranken Menschen sich zusammenfinden, z. B. in den öffentlichen Verkehrsmitteln, Straßenbahnen, Stadtbahn, Untergrundbahnen usw., ferner in Theatern und Kinos usw. Häufiges Händewaschen, zumal nach einer Berührung mit dem Kranken oder den von ihm benutzten Gegenständen, wird weiterhin geeignet sein, der Weiterverbreitung der Krankheit wirksam zu begegnen.

### Allgemeine Registrierung der Arbeitslosen.

Das Arbeitslosenamt macht bekannt, daß sich alle in Königshütte wohnhaften Arbeitslosen im Arbeitslosenamt, an der ul. Glowackiego 5, in der Zeit von 13—19 Uhr wie folgt zu melden haben: Männliche am Montag, den 7. Januar von A—C, Dienstag, den 8. Januar von D—F, Mittwoch, den 9. Januar von G—J, Donnerstag, den 10. Januar I—K, Freitag, den 11. Januar L—M, Sonnabend, den 12. Januar N—P, Montag, den 14. Januar R—T, Dienstag, den 15. Januar N—Z. — Weibliche am Mittwoch, den 16. Januar von A—J, Donnerstag, den 17. Januar K—P, Freitag, den 18. Januar D—Z. Bei der Meldung ist die Ausweiskarte vorzulegen. Arbeitslose die sich zu dieser neuen Registrierung nicht melden, werden aus der Arbeitslosenliste gestrichen. Anschließend an diese Bekanntmachung teilt das Arbeitslosenamt mit, daß diejenigen Arbeitslosen, die Unterstützung beziehen, sich zur Kontrolle auf dem freien Platz an der ul. Katowicka zu stellen haben. Arbeitslose die keine Unterstützung erhalten, brauchen sich zu dieser Kontrolle nicht melden. Alle Arbeitslosen sind verpflichtet, einmal im Monat im Arbeitslosenamt zu erscheinen und sich nach Arbeitsgelegenheit erkundigen, da sie sonst allen Ansprüchen auf Unterstützung usw. verlustig gehen.

**Wieder einmal nicht bestätigt.** Durch den Tod des unbesoldeten Stadtrats Justizrat Kosterlitz, ist ein Stadtratsmandat der Deutschen Wahlgemeinschaft freigeworden. Laut Listenvorschlag sollte als Nachfolger Lehrer Igancz Stephan in den Magistrat als unbesoldeter Stadtrat eintreten, wurde aber von der Wojewodschaft ohne Angabe von Gründen nicht bestätigt. Der nächste Anwärter ist für die Stadtratsbesetzung Redakteur Josef Jendralski.

**Wahl von Bezirksvorstehern und Waisenräten.** Am Montag, den 7. Januar, abends 6 Uhr, tritt die in einer der letzten Sitzungen der Stadtverordneten gewählte Sonderkommission im Magistratssitzungszimmer 21, zu einer Sitzung zusammen, um den Streitfall zwischen dem Magistrat und der Stadtverordnetenversammlung, bezüglich der Wahl von Bezirksvorstehern und Waisenräten für die Bezirke 3, 4, 14, 16, 19, 30 und 23 zu beheben.

**Auflösung einer Sterbekasse.** Laut Anordnung der Wojewodschaft wird mit dem Ende dieses Monats die Sterbekasse des Deutschen Werkmeisterverbandes in Düsseldorf aufgelöst, weil sie den polnischen Bestimmungen als Sterbekasse nicht entspricht. Interessenten dieser Kasse haben unverzüglich ihre Ansprüche **bei dieser Kasse anzumelden, und ihre Adressen im Magistrat, Zimmer 49, spätestens bis zum 12. Januar d. Js. anzugeben.**

**Großstadtbeleuchtung.** Den Grundsatz „Mehr Licht" befolgend, hat der Magistrat in der Hauptstraße der Stadt, der ul. Wolnosci 20, neue Lampen mit besonderer Lichtstärke anbringen lassen. Die neuen Lampen wurden über die Mitte der Straße hängend befestigt, wo sie ihr Licht nach allen Seiten hin spenden und eine Tageshelle erzeugen. Mit dem Frühjahrsbeginn wird auch die Beleuchtung in den Nebenstraßen einer Verbesserung unterzogen, damit die Klagen über die von unbekannter Seite erhaltenen „Vergißmeinnicht" verstummen. Um eine gründliche Aenderung in der Straßenbeleuchtung vornehmen zu können, wird in das diesjährige Budget ein namhafter Betrag eingesetzt.

**Grobe Fahrlässigkeit.** Weil ein Hauswirt an der ul. Sobieskiego den Bürgersteig vor seinem Hause nicht von der Glätte abgestumpft hatte, stürzte die 79 Jahre alte Witwe Opatz so unglücklich zu Boden, daß sie hierbei einen Arm brach. Die Fahrlässigkeit dürfte dem Hauswirt durch die Begleichung des Schadenersatzanspruches und der Tragung der ärztlichen Kosten recht teuer zu stehen kommen. Möge dieser Fall den Hausbesitzern als Warnung dienen, die Streupflicht nicht zu unterlassen.

**Bestrafter Friedhofsschänder.** Die Königshütter Strafkammer verurteilte wegen Diebstahls von 20 Metallfiguren auf dem Friedhof in Chorzow, einen gewissen Benno P. zu 4 Monaten Gefängnis. Seine Schwester, die sich gleichzeitig mit dem Diebstahl von Blumen und Blumentöpfen befaßte, erhielt mit Rücksicht auf ihr jugendliches Alter einen Verweis.

### Börsenkurse vom 5. 1. 1929
(11 Uhr vorm. unverbindlich)

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **Warschau** . . . | 1 Dollar | amtlich | = | 8.91 zł |
| | | frei | = | 8.92 zł |
| **Berlin** . . . . | 100 zł | | = | 46.94 Rmk. |
| **Kattowitz** . . . | 100 Rmk. | | = | 2 2.90 zł |
| | 1 Dollar | | = | [illegible].91 zł |
| | 100 zł | | = | 46.97 Rmk. |

# Siemianowitz

### Januar.

Eigentlich eine dumme und doch berechtigte Frage: Wie kamen die Menschen dazu, den ersten Monat im Jahre ausgerechnet Januar zu nenen?

Er hätte gerade so Juni oder September heißen können: Warum Januar?

Bei diesem Monat ist es noch leicht, den Grund und die Ursache zu finden, denn Januar wurde im alten Rom benannt nach dem alten Gott Janus. Wer noch ein bißchen römische Mythologie kennt, weiß, daß Janus zweigesichtig ist und vorwärts und rückwärts zugleich schauen kann!

Ein famoser Name für den ersten Monat im neuen Jahr. Man schaut wie Gott Janus zurück auf das alte Jahr und vorwärts in das neue Jahr!

Die alten Germanen sagten früher zu dem ersten Monat Bären- und Wolfsmonat. Begreiflich, denn damals gab es noch Bären und Wölfe in den deutschen Wäldern. Besonders im Monat, den wir heute Januar nennen. Dem alten Wieland gefiel es einst nicht, zu dem ersten Monat im Jahre Januar zu sagen, denn er wollte haben, daß man sich von den Römern lossage. Er führte den Namen „Eismond" ein. Netter, schöner Name. Was nützt aber der schönste Name, wenn er sich nicht einbürgert und die Leute fast aus Schadenfreude weiter Januar sagten!

Zur Abwechslung sagten die Schweizer hin und wieder zum Januar: Großes Horn! Zum Februar dagegen: Kleines Horn! Auch diesen Angriff überwand Janus sehr bald und triumphierte weiter über alle anderen Namensbezeichnungen.

So blieb Januar!

Er hat noch den Geschmack des Silvester an sich und schon den des Fasching. So leben die Menschen im Januar zwischen Silvester und Fasching. Von einer Lustigkeit in die andere, von einem Fest zum anderen.

Wie schnell lebt man sich in das neue Jahr hinein. Das sagt uns täglich der Januar, der so schnell hineineilt in den kleinen Februar. Kaum begonnen, schon beendet! Wir sind schon mitten im Jahr! So glauben wir! Das zurückliegende Jahr liegt wirklich schon weit zurück. Trotzdem wir vielleicht erst vor wenig Tagen am Silvester Punsch getrunken katten und das Jahr verabschiedeten! So weit liegt es schon zurück . . . .

Januar, das ist der Monat der „Weißen Wochen", der Inventurausverkäufe und der angestrengtesten Zeit für den Angestellten, den Verkäufer und die Verkäuferin, die oft bis spät nachts arbeiten müssen und sich lieber den Ferienmonat Juli als den Ausverkaufsmonat Januar herbeiwünschen!

Es geht aber leider nicht ohne Januar und auch nicht ohne Ausverkäufe!

Ein schöner Monat, wenn noch der Schnee auf den Bergen liegt und die Wälder tief verschneit sind. Wie herrlich ist das Landschaftsbild, wenn über weite Waldstrecken tief der Schnee liegt und alles eingebettet ist unter der schweren Schneelast. Lugt die Sonne durch die schwerbehangenen Aeste, dann strahlt und glitzert es in tausend Lichtern. So gefällst du uns, Janusmonat!

Nur bittere Kälte bringt er oft mit, und den armen Proleten keine Kohlen, die in der kalten, ungemütlichen, kleinen Stube zusammensitzen und sehnsüchtig nach einem Strahl wärmender Sonne schauen. Diesen Menschen bringt der Januar keine Schönheit. Nur die Erkenntnis, daß Frieren und Hungern die schlimmsten Feinde des Menschen sind.

Mann könnte jedoch den Menschen das Hungern und Frieren nehmen.

Seid bereit als Sozialisten, für die frierenden und hungernden Brüder und Schwestern zu kämpfen, zu arbeiten, dann kommt für jeden Menschen der schöne, frohe, glückhafte Monat Januar! Aber nur dann!

**Letzter Termin.** Die Antragsteller der vorläufigen Grenzkarten haben sich diese unverzüglich im Zimmer 3 der Polizei abzuholen, da nach Verbrauch des Bestandes von der Polizeidirektion keine mehr einlaufen. Diese Karten haben bis zum 26. Gültigkeit, sofern alle Verkehrskarten eingegangen sind.

**Einer feiert Silvester, — der andere stiehlt.** Während in der Silvesternacht der Silvesterrummel tobte, haben Diebe aus der Autogarage Krzyzan, früher Reichmannsches Lokal, versucht ein Lastauto abzumontieren. Trotzdem vor der Garage zwei Lokale in vollstem Betriebe waren, gelang es den Dieben die Differenzialvorrichtung und den Schaltkasten des Meuselschen Lastautos abzumontieren und auf einen Handwagen zu verladen. Im Hoftor brach aber der Handwagen infolge der großen Belastung zusammen; die Diebe ließen ihre Beute zurück und verschwanden. Wäre ihnen das Gaunerstückchen gelungen, so hätten die anderen bereits ausgebauten Autoteile ebenfalls daran glauben müssen, die bereits zum Abtransport bereit lagen.

**Verlassen.** Nach 50 jährigem Aufenthalt am Orte verläßt der Kantinenwirt von Richterschächte seinen langjährigen Aufenthalt, um nach Königshütte zu verziehen.

* **Tödlicher Autounfall.** Auf der Hüttenstraße in Siemianowitz stieß das Personenauto Sl. 1327 mit einem Fuhrwerk des Händlers Johann Piwka zusammen. Dabei fand der 36jährige Angestellte Peter Schendziolla den Tod. Auto und Fuhrwerk wurden schwer beschädigt. Der Chauffeur des Autos, Alois Baron, wurde festgenommen.

# Myslowitz

### Wird die moderne Schule gebaut?

Im vorigen Sommer hieß es, daß die Stadt eine moderne Schule in Myslowitz bauen wird. Die Myslowitzer haben sich bereits darauf gefreut, weil die Volksschulen in Myslowitz durchweg mit Kindern überfüllt sind. Im Geiste haben wir bereits die neue Schule gesehen. Sie sollte neben dem städtischen Schlachthaus gebaut werden, und die Pläne waren wirklich weitgehend gewesen. Die Schule sollte neben schönen modernen Schulklassen, eine Handwerkswerkstelle, ein Kino, eine Turn- und Schweinehalle erhalten und auf dem Dache des neuen Gebäudes wollte man ein Luft- und Sonnenbad einrichten. **Als dann die**

# Theater und Musik

### Liederabend Lotte Leonard-Berlin.
**Kammerorchester der Gemeinnützigen Vereinigung zur Pflege deutscher Kunst.**

In der Reihe unserer Kammermusik-Abende bildet das gestrige Abendkonzert ein Ereignis hervorragender Art. Hier hatten sich nicht nur vollendete Künstlerschaften zusammengefunden, sondern auch der Inhalt des Dargebotenen überstieg alle Erwartungen. In Lotte Leonard lernten wir erneut eine Sängerin allerersten Formats kennen. Ihr klangschöner, voller, metallisch reiner Sopran vereint sich mit technisch musterhaftem Können zu einem wunderbaren Ganzen. Nicht umsonst nennt man die Künstlerin „Deutschlands gefeiertste Liedersängerin", denn sie ist in der Tat dieses Ruhmes voll und ganz wert. Das Liederprogramm brachte Piecen von Bach „Seufzer, Tränen, Kummer, Not", ferner von Händel, Arie aus „Semele", Arie aus „Alcina", welche durchweg mit wunderbarer Einfühlung zu Gehör gelangten. Des weiteren sang Lotte Leonard alte Lieder aus dem 16. und 17. Jahrhundert, unter denen das Cornersche „Ein neues andächtiges Kindelwiegen" sehr anmutig wirkte. Von Ahle „Alles vergeht, Musik besteht", Hiller „Aeol" und „Die rechte Stimmung" von Telemann zeigten schöne, altdeutsche Liedkunst auf und wurden recht stimmungsvoll wiedergegeben. Den Abschluß des Liederteiles bildeten 6 Schumann-Gesänge, die das vorzügliche Stimmaterial und die herrliche Gestaltungsgabe der Künstlerin in vollem Lichte erscheinen ließen. Innig und tief gefühlt erscholl „Widmung", ferner „Jemand" und mit aller Süße und Sentimentalität „Die Mondnacht". Die anderen Lieder „Marienwürmchen", „Geisternähe" und „Aufträge" reihten sich würdig ein und ließen den Hörer den Zauber wahrer Schumann-Musik mit Freuden genießen.

Der zweite Teil des Abends wurde abwechselnd durch Darbietungen des oben genannten Kammerorchesters bestritten. Es war für die Freunde klassischer Musik eine Stunde der Erbauung, den Leistungen dieser tüchtigen, technisch hervorragenden Künstlervereinigung lauschen zu können. 9 Personen, darunter zwei Damen, folgten dem Dirigenten, Herrn Professor De Vultee, der für den erkrankten Kapellmeister Ehrhardt bereitwillig eingesprungen war, willig und sicher, und es muß demselben für seine glänzende Leitung hier vor allem wärmste Anerkennung ausgesprochen werden. Nicht nur, daß ein straffer Zug von dem Dirigenten selbst ausging, so erfüllte dieser mit fabelhafter Technik die Tätigkeit des Klavierspielens und des Dirigierens zu gleicher Zeit. Das Programm bot auch hier sehr schöne Ueberraschungen. „Concerto H-moll" von dall' Albaco, in drei Sätzen, ließ die großartigen Fähigkeiten dieses Klangkörpers sofort erkennen: Harmonisches Zusammenspiel, technische Bravour, mustergültige Interpretation. Ein gleiches gilt für Scarlattis „Konzert F-dur Nr. 3", das zwar im Konzertsaal oft und viel gespielt wird, aber selten so anmutig, speziell in den Allegros, so flüssig und wirksam erklang wie gestern abends. Den Höhepunkt des ganzen Konzerts aber kann man ruhigen Gewissens in Mozarts unvergleichlicher „D-dur-Serenade" erblicken, wo uns die entzückende Grazie und Melodienfülle des Rokoko so nahe gebracht wurde, daß man im Geiste die Nippesfigürchen der Mozart-Fantasie leben, tanzen und gravitätisch schreiten sah.

So bildete denn das gestrige Konzert in jeder Hinsicht ein schönes Ereignis auf diesem Gebiet. Doch muß leider festgestellt werden, daß der Besuch schwach war, und daß eben das hiesige Publikum dem wahren, echten Kunsterlebnis keine Bedeutung mehr beizumessen vermag. Fürwahr, ein Armutszeugnis! Nichtsdestoweniger spendete aber die kleine, dankbare Kunstgemeinde begeisterten Beifall und erzwang mehrere Liederzugaben. A. K.

# Unterhaltungsbeilage des Volkswille

## Gewitter über der Mrossawagora

**Eine oberschlesische Boika,**
**zu Papier gebracht von Alfons Hayduk**

Durch die schönen alten Wälder um Colonowska schlängelt sich das Silberband der Malapane. In vielen Windungen fließt dieses liebliche, anschwellende Flüßchen durchs oberschlesische Land, und eine der prächtigsten Stellen dieser Landschaft ist die Mrossawagora. Das heißt zu deutsch etwa soviel wie Frostberg. Es ist zwar kein Berg, aber immerhin doch ein ansehnlicher Hügel, der in jäher Steilheit zur Malapane abfällt, die hier gerade ein Knie macht. Alte, ehrwürdige Bäume stehen hier auf der Höhe, von der sichs herrlich über Fluß und Wald schauen läßt. Und es ist nur allzu begreiflich, daß hier oben einst ein Schloß erstehen sollte.

Doch davon will ich heute nicht erzählen, auch nicht von meiner Sehnsucht, hier oben eine kleine Hütte zu bauen und in Sonnenträumen nach alter Einsiedlerart zu übersommern . . .

Nein, die Geschichte handelt nicht von mir, sondern vom Robotbauern Lukas Mrosek, dessen Feld am Fuße der Mrossawagora lag.

Der Robotbauer Lukas Mrosek war ein armer, vielgeplagter Fronknecht, der außer Nyschka. seinem Weibe, Lyssa, seinem Ackergaule, und der Lehmhütte, in der er wohnte, nichts besaß, was den Neid eines Besitzlosen hätte auf sich ziehen können. Aber er hatte ein gutes, frommes Herz, voll Gottvertrauen für den Himmel und voll Pfiffigkeit für diese Erde, über die uns ein guter Spaß immer noch besser hinweghilft als ein schlimmer Ernst.

Von dieser Spaßhaftigkeit nämlich handelt diese kleine Geschichte, ohne jeden Harm, und ich möchte nicht, daß irgendwer die Boshaftigkeit seines eigenen Herzens darüber ausgießt und behauptet, der Robotbauer Lukas Mrosek, von dem die Sache ausging, und der Alfons Hayduk, der alles nacherzählt, seien zwei lose gottverdammte Mäuler, denen nichts heilig ist.

Oho, müssen wir da schon sagen! Denn das Sakrament der Buße, von dem die Rede sein wird, hat nichts von seiner Heiligkeit verloren, es ist keineswegs entweiht worden. Das weiß ja jedes Schulkind, daß im Augenblick der Todesgefahr die Erweckung der vollkommenen Reue genügt, die Ohrenbeichte zu ersetzen, wenn gerade kein geweihter Priester zur Stelle ist. —

Doch wir wollen hier keine Katechismusstunde abhalten, sondern endlich unsre Geschichte hören, die mit einem plötzlichen Unwetter beginnt, als wäre aller Zorn des Himmels mit Gewalt der Blitze, des Donners und Regens über das schöne Malapaneland hereingebrochen, plötzlich und unerwartet, daß der Robotbauer Lukas Mrosek, der gerade mit Nyscha, seinem Weibe, und Lyssa, seinem Klepper, seinen Acker unter der Mrossawagora bestellte.

Ja, das Gewitter schien an dem Frosttage, diesem Wetterwinkel, seine besondere Freude zu haben und zog sich hier ganz bedenklich zusammen.

„Jäsuschu-Mareo!" entfuhr es dem Lukas, der Nyscha mit der Rechten, Lyssa mit der Linken umschlungen hielt, daß die eine nicht scheue, die andere nicht allzu sehr heule. Denn eben hatte der Blitz eine mächtige Eiche gefällt und der Donner grollte dazu, als mache es ihm einen Heidenspaß.

So kam es wenigstens dem Lukas vor, der sich im Stillen, indem er schräg zu seiner Alten hinblinzelte, die wimmerte und jammerte, als sei das Ende der Welt gekommen, dachte: „Das Pferd ist eigentlich vernünftiger als das Weib!"

Klugerweise behielt Lukas diese Weisheit für sich. Doch in Sorge, wie Nyscha mit ihrem Geheule das Unwetter überstehen werde, kam ihm ein rettender Gedanke. Er machte ein Gesicht, wie ein berufsmäßiger Leichenbitter, tat einen tiefen Seufzer, daß die Nyscha ordentlich erschrak und meinte dann mit tiefer Grabesstimme:

„Jäsder, Nyscha, wenn wir und wir sollen wirklich nicht mehr weiter fronen dürfen für den, was unsrer gnädiger Herr Graf ist, weil der liebe gute Gott uns braucht für seinen himmlischen Acker — heule nicht, Nyscha! — Da wollen wir sich auf unsern Tod recht vorbereiten, wie es anständischen Christenmenschen geziemt."

Nyscha lauschte andächtig, und die Tränen rannen verhaltener, sozusagen in Gotteergebenheit. Sie war still, wie auch Lukas eine absichtliche Pause machte, um wiederum tief zu seufzen. Dann fuhr er fort:

„Och jäckusch! Wie gut wäre es jetze, wenn der Herr Pfarrosch und er wäre jetze hier, daß wir ihm könnten beichten!"

Bei dieser Erinnerung an die Notwendigkeit der Beichte wegen ihrer Sündhaftigkeit, begann Nyscha erneut laut aufzuheulen.

„Sei still, Nyscha! Da hat ja der Herr Pfarrosch gesagt, wie mir scheint's, daß man sich kann in Todesgefahr beichten auf gegenseitig."

Nyscha war still und machte große Augen.

Merklich fiel ihr ein Stein vom Herzen.

„Ja, Lukas, da wollen wir sich auf beiderseitig beichten."

„Fang an," sagte Lukas ernst.

„Fang du an!"

Nyschas Gesicht war etwas lang und nachdenklich geworden. Selbst im Angesicht des Todes dürfte es einer Frau schwer fallen, vor ihrem eignen Manne eine Beichte abzulegen. Selbst wenn es sich um keinerlei Todsünden handelte. Denn alle Eitelkeit hat ihre Scham, besonders die der Frauen.

„Fang du an!" sagte also Nyscha.

„Fang du an!" antwortete Lukas.

„Du sollst anfangen!"

So stritten die beiden eine gute Weile und hätten wohl über das Unwetter hinaus bis zum Jüngsten Tage weitergestritten, wäre nicht der Blitz abermals feurig auf die Mrossawagora niedergefahren, gefolgt von drohend rollendem Donner, daß den beiden Hören und Sehen verging.

Da zuckte Nyscha furchtsam zusammen, bekreuzte sich und begann mit leiernder Stimme, wie ein Schulmädchen, das brav aber gedankenlos gelernt hat, ihre Sünden aufzusagen.

Lukas verzog keine Miene. Sein Gesicht war ernster als das eines strengen Bußpredigers.

Als Nyscha zu Ende war, ließ der Bauer eine peinliche Pause eintreten.

„Ist das alles?" fragte er.

„Ja!"

„Wahr und wahrhaftig?"

„Lukas! —"

„Hm hä. Also wie steht es mit dem sechsten Gebot?"

„Wie?"

„No — das mit dem Ehebruch!"

„Also, Lukas —"

Er unterbrach sie mit durchbohrendem Blick.

„Denke dran! Im Angesicht des Todes!"

Das Unwetter tobte ärger als vorher; der Donner grollte heftiger.

No, wenn schon letztes Stündlein ist, Lukas, da will ich schon bekennen."

„Also — du hast mich betrogen?"

„Ja, Lukas, einmal —"

„Pieronna!" entfuhr es da kräftig dem Beichtvater. Doch er beherrschte sich gleich und sagte:

„Dein Glück, daß ich bin hier an Stelle von Priester und Gottes Statt — sonst da gäb ich dir eines in Fresse, daß du Zähne verlierst!"

Und der Robotbauer Lukas Mrosek senkte sein Haupt, wie zu stiller Sammlung, in Wahrheit aber, um seine Freude zu verbergen, weil er nun das Mittel hatte, für alle Zeiten das Regiment im Ehekriege zu führen. Und er gab Nyscha, seinem Weibe, großmütig die Lossprechung.

Nyscha atmete befreit auf. Oder hatte sie eine Dummheit begangen? Na, jetzt mußte ja der Bauer bekennen.

„Fang an, Lukas!"

Doch Lukas blickte pfiffigen Auges schweigend reihum in der Gegend, deutete stumm mit der Hand gen Himmel und grinste trocken:

„Nicht nötig! Klärt sich schon auf!"

## Vor dem Fenster

**Von Anton Schnack:**

Du gehst vorbei, vielleicht hat gerade eine ferne und dumpfe Uhr zehn oder elf geschlagen. Du gehst vorbei und es ist vielleicht eine kalte unfreundliche Winternacht.

Vielleicht ist es ein Haus mit einem Garten davor.

Du siehst die Bäume, die vor ihm in dem kleinen Garten stehen, hin- und herschwanken, du siehst die Schatten ihrer Aeste, wie sie gleich riesenhaften phantastischen Figuren auf der Hauswand zittern, die von einer flackernden, grünen Glaslaterne einen bleichen fahlen Schein erhält.

Du gehst vorbei und siehst ein Fenster voll Licht. Ein einziges Fenster, alle anderen dunkeln und frieren in die Nacht hinaus.

Du weißt, daß Tausende von Fenstern noch zu dieser Stunde in der Stadt beleuchtet sind: Fenster der Cafees mit Spielern an den Tischen, Fenster der Krankenhäuser mit sterbenden und röchelnden Menschen in den Betten, Fenster, die den Geiz verbergen, wie er hastig und lauernd die Schätze seiner Leidenschaft zählt, Fenster, die auf ein neues Leben schauen, Fenster, hinter denen sich ein Liebespaar lautlosen und gespenstischen Liebkosungen hingibt.

Du ahnst es, daß hinter diesem Fenster etwas lebt, was schwer und tief in deine Seele eingreifen könnte. Du ahnst, daß hinter diesem Fenster der Schatten eines Menschen auf- und niederschreitet, der vielleicht dein Feind ist, ein rücksichtsloser und erbitterter Feind, der dich haßt aus dem unwiderstehlichen Zwang, zu hassen, der dich verleumdet, obwohl du noch nie ein Wort mit ihm gesprochen hast und obwohl du ihn überhaupt nicht kennst.

Du denkst daran, daß du einst im Frühling am Geländer einer Brücke standest — auf dem Fluß fuhr ein Dampfer mit drei Schlöten gegen Süden, eine Frau stand an der Reling und hielt ein Tuch in den Wind und winkte und lächelte dir zu.

Du lächeltest beglückt und winktest wieder, da ging dieser Mann vorüber mit einem bösen und finsteren Gesichtsausdruck, und da er sah, wie du dich zu der schönen blonden Frau niederbeugtest, die dir entgegenstrahlte und ihre Hand zum Abschied hob, hörtest du, wie sein Mund etwas Häßliches murmelte und sein Blick voll Haß und Neid wurde.

Dieser Mann könnte es sein, der den Lichtkreis jenes Zimmers durchmißt, mit furchtbaren Plänen, wie er dich verderben soll, beschäftigt.

Aber es könnte auch sein, daß eine alte Frau im Stuhle sitzt, eine Frau von unbeschreiblicher Güte und Mütterlichkeit. Jene verlorene Mutter, jene, die wie ein Engel deine Träume segnete, jene, die auf den Morgentreppen dir begegnete, lächelnd und mit dem salbenden Blick, wenn du fröstelnd und voll geheimer Schauer in die Teufligkeit der Schule schlichst.

Diese könnte dahinter sein in der unbeschreiblichen Einsamkeit ihres Alters. Du, der du in der scharfen Winternacht stehst, einsam und von Schwermut umdunkelt, jetzt möchtest du in der zitternden Melancholie deines Herzens aufschweben, lautlos, erwartungsvoll, in dieses geheime Gemach voll zartem grünem Licht, ein süßer Lavendelduft wird dich umwehen. Mutter, wirst du leise sagen, gute, einsame Mutter, hier bin ich, lasse mich deine Ruhe atmen, lasse mich unter dem Schirm deiner Lampe sitzen, lasse mich bei den Bildnissen deiner Wände, Gestalten alter freundlicher und zärtlicher Zeit wohnen...

Du stehst da, die Narbe deines Gesichtes brennt dir rot unter den feinen Nadelstichen des Regens, du hälst deinen schwarzen Hut an der Krempe fest, denn der Wind ist stärker geworden, dein Mantel flattert, du möchtest weitergehen, aber etwas hält dich noch, dazustehen und in den milden unveränderlichen Schein des Fensters emporzublicken, das ruhig, zart und sanft in die bitterböse Nacht, die voll Sturm und Regen ist, hinausblüht.

Du hörst einen Schritt plötzlich, der näherkommt, du möchtest nicht gesehen werden, aber du hast nicht die Kraft weiterzugehen. Eine dunkle Gestalt tritt aus der Dunkelheit in den Lichtkreis der Laterne. Die Gestalt ist vermummt in einen schweren Mantel, du weißt nicht, ob es eine Frau oder ein Mann ist, du bittest das Schicksal, daß sie vorübergehen und sich nicht umdrehen möge. Und das Schicksal ist dir günstig, die Gestalt geht vorbei, ohne dich zu beachten und verliert sich in die grundlose schwere Dunkelheit.

Da stehst du nun wieder im Fall des Regens mit lauerndem Ohr und geschärftem Blick, sehnsüchtig starrst du zu dem erleuchteten Fenster empor, hinter dem vielleicht deine Geliebte sitzt, ein wundervolles Wesen in Demut und Güte. Es ist vielleicht die Unbeschreibliche, die, die deine Träume in glücklichen Nächten manchmal durchstreifte, deren Stimme deinen Schlaf in die heiterste Schwermut hinübersang, es ist vielleicht der Engel, den deine Seele sah, als sie sich über den Brunnenrand der Phantasie und der Sehnsucht beugte.

Sie ist es vielleicht, deren Anblick dich trösten und dich niederknien hieße in Glück und Liebe. Du siehst sie sitzen über ein geheimnisvolles Buch gebeugt, mit einer edlen und verträumten Stirne, die von einer reinen und unberührten Kindlichkeit atmet, in einem kleinen und zärtlichen Gemach.

Das alles wäre möglich, denn seltsame Wünsche bringt die Nacht in das Herz. Und während du noch dastehst im Regen, der immer stärker wird, und der bereits deinen Körper zum Frösteln und Erschauern bringt, erlischt plötzlich das Licht.

Und dir ist es, als erlösche ein gutes Auge, das dir Freude und Milde war.



**Ein Rubens in Berlin entdeckt**

Ein bisher verschollenes Gemälde von Rubens, „David im Kampf mit dem Bären", wurde in Berlin entdeckt. Das Bild, das seit 1827 verschollen war, gehört zu den acht Gemälden, die Rubens auf seiner Reise an den spanischen Hof im Jahre 1614 aufnahm.

Und langsam brichst du auf, zogernd, und gehst weiter.

Und du drehst dich noch viele Male um nach dem Hause. Aber das Fenster bleibt dunkel und schwarz.

Dann aber bist du in der Nacht verschwunden...

Du, der du in der Nacht vor diesem Fenster gestanden hast mit seltsamer und schwermütiger Sehnsucht im Herzen, wirst nie das Geheimnis erraten, das Geheimnis, daß alle Dinge dieses Lebens ein doppeltes Gesicht haben, eines, das uns zum Erhabenen, zum Träumen, zum Verwegenen, zum Phantastischen hinreißt, das andere ist das nackte Gesicht der Wirklichkeit, des Tatsächlichen, des Profanen.

Du, der du in der Nacht standest, hast deine Illusion, deine wunderbare Verzauberung behalten. Alles lag in dir. Nichts wurde dir genommen. Die Flamme deiner Schwermut und deiner Verworrenheit wird weiter in dir brennen.

Und immer wieder wird dich ein Fenster, das beleuchtet in die Nacht blüht, zu schwärmerischen und verzaubernden Gedanken locken, denn du weißt nichts davon, daß in jener scharfen und windigen Regennacht das dreijährige Töchterchen Kiri eines Arztes auf ihr blau- und rotgetupftes Kindertöpfchen gesetzt werden mußte. Dann schlief das Mädchen lächelnd ein. Das war alles, was hinter diesem Fenster geschah.

# Grab im Aether

**Aus dem Jahre 2000.**

Professor Bernotte hielt, wie immer bei seinen Mondfahrten, der mutigen und unternehmungslustigen Reisegesellschaft erst einen kleinen erläuternden Vortrag. „Wir haben," sagte er, „eine Entfernung von etwa 280 000 Kilometern zu durchmessen. Da wir uns in den höheren Luftschichten, in denen die atmosphärische Dichtigkeit gleich Null geworden ist, außerordentlich schnell bewegen können, erreichen wir eine Stundendurchschnittsgeschwindigkeit von 4000 Kilometern, so daß wir hoffen können, in etwa drei Tagen an unserem Ziel angelangt zu sein. Was Sie zum Atmen benötigen, wird in dem — jetzt hätte ich bald gesagt: luftdicht abgeschlossenen, aber es muß natürlich heißen: luftlosigkeitsdicht abgeschlossenen Rumpf unseres Flugschiffes künstlich erzeugt; denn unser erbitterter Feind ist ja eben nicht die Luft des Weltraumes, sondern dessen Luftleerheit. Eine Begleiterscheinung dieses Fehlens des atmosphärischen Druckes ist die furchtbare Weltraumkälte, deren grauenvollen Wirkungen noch bis vor wenigen Jahren kein Flugschiffmaterial gewachsen war. Die Eisenteile zerbröckelten, die Stahlkonstruktionen wurden spröde und brachen entzwei, die Glasteile zerbarsten. Heute ist der unendliche Raum keine akute Gefahr mehr für uns. Eine geniale Legierung hat ihn besiegt. Wir fahren durch das Universum wie ein Dampfer durch das Meer.

Professor Bernotte gab noch einige Verhaltungsmaßregeln für die Fahrt und lud dann zum Einsteigen ein. Die riesenhaften Propeller begannen zu surren. Das Flugschiff löste sich langsam von der Erde los und schwebte in die Unendlichkeit hinauf.

Bald befanden sich die Reisenden im ewigen Reiche der Einsamkeit. Die Sonne hatte eine seltsame milchig-glasige Färbung angenommen, und Professor Bernotte erläuterte, daß sie während der ganzen Dauer der Fahrt infolge der Luftleere des Raumes diese Farbe behalten werde. Erst die Atmosphäre um den Mond herum werde ihr die goldene Tönung wieder verleihen.

Die Reisegesellschaft nahm alle diese Erklärungen mit großem Interesse auf. Nur einer Person war diese Interpretation völlig gleichgültig: Fräulein Eveline. Ihr allein ging es weder um Abenteuerlichkeit, noch um Erkenntnis, noch um Vergnügung. Fräulein Evelines Herz war voll unsäglicher Trauer. Sie hatte dem Kosmos den Geliebten anvertraut, und der Kosmos hatte ihn nicht wieder zurückgesandt. Es stand nicht fest, wie er ums Leben gekommen war, und wo sein Leib ruhte. Es war nur wahrscheinlich, daß er aus einem Flugschiff älterer Konstruktion, das noch nicht die Sicherungen der neuen aufzuweisen gehabt hatte, durch irgendeinen unglücklichen Zufall während der Ueberfahrt abgestürzt war. Fräulein Eveline konnte sich keine Rechenschaft darüber geben, wo und wie sie den Geliebten über der Erde antreffen könnte. Aber wo der Verstand das Finden anzweifelte, da gebot das Herz das Suchen.

In wortloser Ergriffenheit blickten die Mondreisenden auf den Erdenstern hinab. Sein Kreis wurde kleiner und kleiner. Die Erde versank.

Zwei Tage ungeheurer Andächtigkeit waren vergangen. Der Messer zeigte auf 200 000 . . ., 201 000 . . ., 202 000 Kilometer. Der Mondkreis bauschte sich immer mehr auf und hatte jetzt ungefähr die Größe des Erdkreises angenommen. Professor Bernotte saß, wie zumeist, an dem Fernrohr und tastete mit seinem Blicke das kosmische Gewölbe ab. Plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit von einer sehr seltsamen Beobachtung in Anspruch genommen. Er entdeckte, inmitten der unermeßlichen, nur von den matten Lichtfünkchen der Sternenwelten unterbrochenen Leere in nicht allzu weiter Ferne einen ruhenden Punkt. Professor Bernotte ordnete an, daß das Flugschiff seine Geschwindigkeit mäßige und auf den Punkt zusteuere.

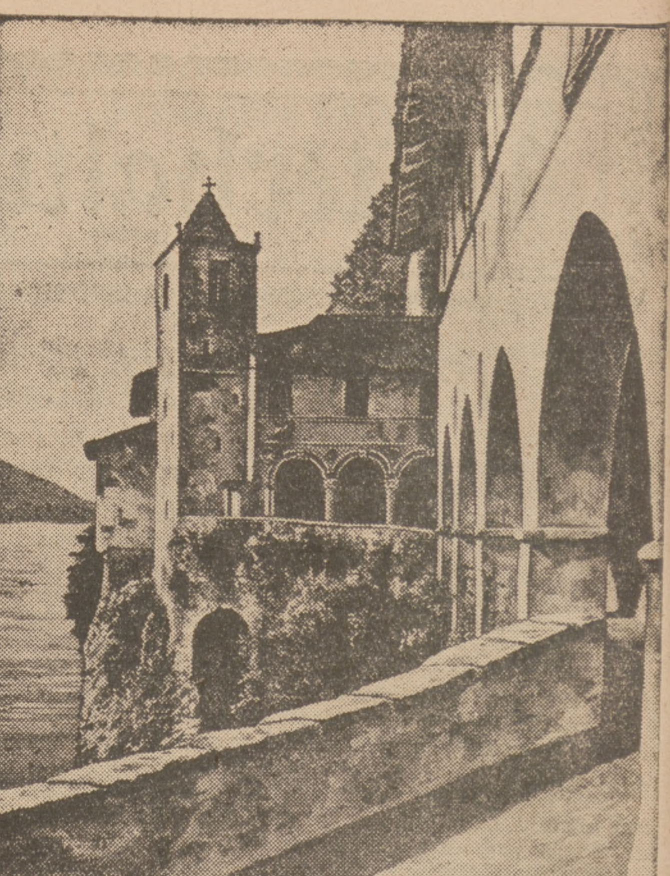
Nach wenigen Minuten hatte das Schiff das Objekt der Aufmerksamkeit des Professors erreicht. Die Reisegesellschaft konnte, durch die dicken Fenster ihrer Kajüten hindurch, das Wunder ohnegleichen bestaunen: einen menschlichen Körper, der zerborsten und schrecklich entstellt, aber doch als irdische Hülle eines Menschen erkennbar, ohne merkliche Bewegung im Raume schwebte. Er fiel nicht, er stieg nicht. Er verharrte. Die Arme waren weit ausgestreckt, die Beine waren geschlossen.

Den Reisenden kam ein namenloses Grauen an. Sie waren fassungslos. Sie wischen sich die Augen: Ein Trugbild? Gespensterspuk? Es war kein Zweifel möglich. Was da wenige Dutzend Meter unter ihnen lag, das war ein Toter, das war der zertrümmerte Leib eines Bürgers ihrer alten Erde. Er schwamm im Weltall.

Ein schauerlicher, wahnsinnig heiserer Schrei des Entsetzens schrillte durch die Kabinen: „Mein Bräutigam! Mein Bräutigam!" Fräulein Eveline stürzte aus der Mitte der Mondreisenden fort, raste durch die Zimmer hindurch, die miteinander verbunden waren, nach einem Hinterraume des Schiffes, aus dem eine unschwer zu öffnende Doppeltür, deren innerer Flügel sich automatisch schloß, wenn der äußere sich öffnete, ins Freie führte. Professor Bernotte schrie: „Haltet sie auf . . .!" Es war zu spät. Wenige Augenblicke später sank Fräulein Eveline unter den Augen ihrer Mitreisenden aus dem Schiff heraus. Ihr Leib zersprang. Der ungeheure Unterschied des atmosphärischen Drucks zerriß die Gewebe. Aber Fräulein Eveline stürzte nicht ab. Nur für einen Augenblick hatte ihr Körper eine Bewegung, die des Flugschiffs, angenommen. Diese Bewegung verzögerte sich sehr rasch und ging bald in Stillstand über. Nach wenigen Sekunden landete der Leichnam Evelines auf dem Körper ihres Bräutigams. Es war, als verknüpften sich die Toten fest miteinander und blieben so zwischen den Welten schweben. Jemand in dem Flugschiff schrie auf, von Grausen durchrüttelt: „Sie fallen nicht. Sie hängen im Aether! Ein unheimliches Wunder!"

Professor Bernotte schüttelte den Kopf: „Kein Wunder! Auch im Kosmos gibt es das nicht! Kein Wunder, sondern ein ganz natürlicher Vorgang, eine Bestätigung der Naturgesetze. Wir befinden uns an jener Stelle zwischen Erde und Mond, da das Gravitationsfeld der Erde die gleiche Macht ausübt wie das des Mondes. Die beiden Körper werden von unserem Planeten und seinem Trabanten in gleicher Weise angezogen. Sie können weder dorthin noch hierhin fallen. So pendeln sie zwischen zwei Sternen. Gleiche Kräfte wirken auf sie ein. Sie gehören dem Mond und der Erde gleichermaßen. Die beiden liegen im toten Punkte zweier Gravitationsfelder; in dem ihres gegenseitigen Sichaufhebens. Sie kreisen mit dem Monde um die Erde herum, immer zwischen den Gestirnen. Sie haben ein Grab gefunden wie noch kein Menschenpaar."

Das Flugschiff wandte sich von der seltsamen Ruhestätte der Toten ab. Bald schien es, als ob diese, entgegen den Worten des Professors, in jähem Sturze fielen. Aber sie verharrten, wie sie für endlose Zeiten verharren werden, und nur das Schiff brauste, mit vieltausend Kilometer Stundengeschwindigkeit, durch das unendliche Schweigen dem Monde entgegen.



**Die Kirche Santa Caterina del Sasso**
am Lago Maggiore (Oberitalien).

# Flucht vor dem Bösen

Von Martin Kost.

Ueber den Untersuchungsgefangenen in Zelle 17 bemerkten die Akten: man stehe sozusagen vor einem Rätsel; der neunzehnjährige Eugen Trenkler habe bis zum Augenblick der Tat keine Züge anormaler Neigungen gezeigt; sein Lebenslauf lasse so wenig Deutungen zu wie die Geschichte seiner Familie im Moment der Belastung: und daß er etwa aus Habsucht gehandelt habe, dagegen spräche einfach alles: sei er selbst es doch gewesen, der seine Mutter, die nun ermordete Frau Trenkler, mit unermüdlichem Fleiß ernährt habe; und auch die vage, geäußerte Vermutung, er könne sie getötet haben, um die Last aus seinem täglichen Leben zu räumen, hielt nicht stand, denn es war sofort erweisbar, daß seine ganze Liebe ihr gehört hatte, und daß er unabläßig darauf bedacht gewesen war, der leidenden Frau stets die angenehmsten Eindrücke der Außenwelt nahezubringen.

Die ersten Verhöre führten zu keinem Resultat. Bei jeder Frage verfiel der junge Mensch einem nervösen Zucken, die Pupillen klafften, als seien sie unter schrecklicher Lähmung stehen geblieben. Er hatte weder ein Ja noch ein Nein, und nur die Brücke, die man einmal schlug: ob vielleicht die Tat im Einverständnis mit der Mutter vollbracht sei, wogegen zwar alles sprach, lehnte er kopfschüttelnd ab. —

Der Untersuchungsrichter, aus jener gediegenen Schule, die nicht nur Rächer im Namen der Gesellschaft und Gesetze bildet, ein Mann von Erfahrungen, Güte und dem innerlichsten Eifer, allen Ausdrucksformen der Seele mit beharrlichem Verstehenwollen nachzugehen, begab sich zwischen den Terminen abermals an den Tatort. Man hatte nichts geräumt noch verändert, so daß jene gewisse Unordnung herrschte, die — wie man sagen möchte — trotz ihrer Zufälligkeit nun durch die Dauer etwas Absichtliches bekommen hat, die sich bereithält: alles zu offenbaren oder alles zu verschweigen, was den Kriminalisten interessieren könnte. Der Richter überprüfte den ersten Eindruck: den Alkoven, die Lage des Bettes, die Entfernungen und Zeitmaße, das kleine Büchergestell. — Hier, unter den Büchern, herrschte das Gepräge des Ueberganges. Er sah sogleich: dies waren die Bücher aus der Schulzeit: ein geschichtliches Memoratorium, eine Bibel, Pflanzenbücher und die Anfangsgründe der höheren Mathematik. Ueber diese Vorbereitung war Eugen Trenkler, weil er verdienen mußte, nicht hinausgekommen; doch hatte er die Denkmale seiner Grundbildung immer gehütet und hatte gehofft, sie ausbauen, das heißt vom Schreiberposten zäh bis zum Chefingenieur aufsteigen zu können. Es folgten einige Bücher, denen die Familientradition anzusehen war: leicht aus dem Einband gelöste „Edelsteine" einer verschollenen lyrischen Epoche, die keinesfalls etwas Aufwühlendes oder Tatbestimmendes hatten; es kam der „Ekkehard" und Novellen von Raabe, und dann mit scharfem Sprung in eine andere geistige Landschaft: Dostojewski. In dieser Sekunde berührte der Richter die literarische Erinnerung, der kranke Dostojewski habe Kinderschändung begangen; er blätterte nach dem Titelbild, um in den knochigen Zügen des Epileptikers jenes deutliche Böse zu finden, das ihm Schlüssel und Urteil wäre, aber man hatte dem Band die Totenmaske beigegeben, die in seltener Mischung von Güte und Weisheit nichts Böses mehr zu enträtseln hat. Das Buch enthielt die Humoresken und keineswegs die mörderisch zergliedernden Arbeiten, die der Richter vermutete; „Onkelchens Traum" war nur bis zur Mitte aufgeschnitten, als Lesezeichen lag darin ein Kinoprogramm „Der Scharfrichter von Toul".

Absichtslos ließ der Richter beim nächsten Verhör die Seiten dieses Buches durch seine Finger schnurren, er hatte eben noch darin geblättert, gewisse Anhaltspunkte etwa für die Gemütsverfassung des Täters zu gewinnen, wobei er eines eigentümlich gelagerten Falles seiner Praxis gedachte: ein Mörder, fasziniert von einem Roman, hatte die Lektüre kurz vor dem Ende abgebrochen und aus Trieb, Sensation und — Konsequenz das Urteil an einem Menschen vollzogen, den er gerade haßte, dieses Urteil, das er im Roman noch nicht erlebt hatte. Als Eugen Trenkler den Programmzettel aus dem selben Schnitt herausspitzen sah, griff er sich gegen die Augen und sagte nur ganz leise: „Ja, das war es!" Er zog den Zettel vollends heraus, deutete auf die fetten Lettern: „Der Scharfrichter von Toul."

„Wollen Sie damit behaupten, der Film habe Sie verführt?"

Der Richter argwöhnte schon, auch dieser da möchte sich auf die dümmste und billigste Art intellektueller Verführung herausreden. „Nicht gerade. Dort geschieht ja nichts Aehnliches wie bei mir. Man richtet Hochverräter, der Henker verliebt sich in eins seiner Opfer. Das, im Grunde, ist alles."

„Der Vergleich liegt also wo anders?"

„In der Tat: er liegt in Hand und Auge des Scharfrichters!"

„Erklären Sie mir das doch!"

„Ich zweifle, daß sich das sagen läßt. Ich habe es in diesen Tagen immerzu überlegt, weil ich es sagen möchte und nicht kann. Der Scharfrichter schloß noch einmal die Augen, hob ganz schwach die Hand, und darin lag es. —"

„Dann, wenn er richtete?"

„Nein, das kam nicht vor. — Er stand an einem großen Tor, das sich ganz langsam aufdrehte —, ah, fast verlor man den Atem bei dieser langsamen Bewegung, und dahinter fing der Weg zur Richtstätte an, man wußte genau: dort hinten geschieht das Schreckliche." —

„Ich verstehe noch nicht recht, was das mit Ihnen zu tun hat!"

„Das ist es ja, man kann es nicht ausdrücken. Der Hochverräter kommt, eskortiert von Landsknechten, die Arme geknebelt. Er ist von der Seite zu sehen, dann vom Rücken: ein gut gewachsener Mensch, im Grunde aber ein recht alltäglicher Mensch, einer wie jeder von uns. Und ich dachte auch sofort: das könnte ich selber sein, ich stecke in ihm, ich gehe dort, geknebelt, eskortiert, in wenigen Sekunden gepackt und aufs Rad geflochten. Der Scharfrichter hebt die Hand, wie gesagt: ganz schwach nur, und eigentlich weiß man nicht recht: ist es die Geste des In-Empfang-Nehmens?, oder will er sagen: Verwirkt! — Keinen Widerstand! Aber es ist mehr. Zugleich klappt er die Lider hoch und wieder zu: ein ungemein schnelles Prüfen, wie bei einem Lehrer, der während der Fragestellung schon abwägt, welcher Schüler klug genug für die Antwort ist. Der Scharfrichter aber mag denken: wie wird er sich verhalten? Er wird schreien, sich wehren — oder er wird lächeln, gleichmütig den Nacken über den Bock beugen. Und im voraus weiß er Bescheid, er ist ein ausgezeichneter Psychologe. Er schaut jetzt voll über den Delinquenten weg in die Zuschauer. Er packt Sie heraus und mich. Die Filmleinwand ist nicht mehr zwischen uns. Er zwingt sich an uns heran. Und wenn ich versuche, mir eine andere Landschaft vorzustellen, so ist er es, der mich auch dort verfolgt."

Der Richter glaubte zu wissen, worauf hinaus das wollte. Aber Egen Trenkler fuhr fort: „Ich dachte übrigens, als ich das Kino verließ, zuerst gar nicht mehr an den Henker. Etwas anderes siedete in mir. Man hat uns in der Schule gelehrt: wie heftig und unabläßig das Böse uns belauere. Einmal greift es uns sicher, es ist vielleicht sogar gut, ihm entgegenzulaufen, damit man hindurchkommt und dann freien Weg hat. Als Kind plagte mich beständig die Furcht: das Haus, in dem wir wohnten, werde sicher einmal abbrennen; wahrscheinlich, weil hier sehr häufig Brände vorkamen; einmal, meinte ich, müsse also auch unser Haus daran glauben. Ich ergab mich in diese Vorstellung, wartete Abend für Abend auf das Knistern im Gebälk, ja ich warte noch heute, und es wird wohl auch kommen. Genau so war es hier mit dem Bösen, das mich dem Scharfrichter in die Arme treiben würde — so oder so stand es schon über meinem Leben. Ein Kamerad von mir wurde kürzlich bei einem Diebstahl abgefaßt, er hat es hinter sich. viele Altersgenossen sind schon hindurchgegangen und können wieder frei atmen.

„Und deshalb hätten Sie es getan?"

„Vielleicht; ja. Ich fieberte stark an diesem Abend. Das Herz drängte sich rasend hinauf in meine Schläfen. Dann rief meine Mutter aus dem Alkoven. Ich eilte zu ihr, es war schrecklich kalt, ich klapperte vor Frost und Fieber zugleich. Sie bat um ihren Tee. Sie verschüttete davon auf die Bettdecke... Wie mich das ekelte! Vielleicht lag es gar nicht einmal an den Teespritzern, es kam alles zusammen, das Widerliche rundherum machte mich böse, ich sah: wie häßlich diese alte Frau war, wie ihr der Tee wieder aus den Mundwinkeln rann; ihre Hilflosigkeit brachte mich vollends in Wut, ihre Unsauberkeit, ihre krächzende Stimme, die abgestandene, saure Luft, Frost, Fieber... alles ärgerte mich namenlos. Das, was kam, ist ja nun gleichgültig!"

„Nein, nicht ganz. — aber ich sehe klarer. — Und was empfanden Sie hernach?" —

„Zuerst eine ganz armselige Stimmung. Fast nichts. Dann ließ der Nebel nach. Ich sah aber nicht die Tat, das heißt nicht das Blut, sondern den Scharfrichter von Toul. Langsam drehte sich das Tor auf, dort, hinten würde das Schreckliche sein. Gleichwohl fühlte ich nichts Bedrückendes. Als der Scharfrichter mit jenem einen Blick mich prüfte, als er aus meinem Anblick herauslas, ich würde nicht schreien, würde den Nacken über den Block beugen, das Gericht hinnehmen, weil es gerecht und natürlich war — und dann seine Lider wieder niederstrich, da war alles vorüber, das Böse war getan, ich hatte es nicht mehr vor mir, und eigentlich kam eine gewisse Heiterkeit über mich..."



**Vorsicht ist die Mutter . . .**

„Einen Augenblick bitte, Herr Doktor. Bevor Sie mich narkotisieren, möchte ich nur noch schnell mein Geld zählen."

# Wenn der Tag sich neigt

Novelle von Alfred Brie.

Bob Rainer saß allein in seinem Atelier, in dem Raume, in dem seine schönsten Bilder entstanden waren, von dem aus der Ruf seines Namens sich über die ganze Welt verbreitet hatte. In helles Licht getaucht lag das riesengroße Zimmer, kein Teppich, kein Wandschrank, keine künstlerische Drapierung gab, ihm den sonst üblichen Ateliercharakter, nur Luft, Licht und Sonne herrschten in dem Gemache. Aber der Mann, der sinnend vor sich hin blickte, schien diese Leere nicht zu bemerken. Hier hatte er, allein für sich, die kostbarsten Stunden seines Lebens genossen, wenn ein Meisterwerk seine Geburtsstätte verließ, oder wenn er die erste Hand an eine neue Arbeit legte.

Aber heute saß er in dem althergewohnten Arbeitsraume wie in einer Wüste. Wie fremd mutete ihn alles an, nun, da er wußte, daß er erblinden würde.

Schon seit Monaten hatte er es gefühlt, daß sein Auge nachließ, daß vor seinen Blicken alles schwamm, aber diese Symptome waren immer schnell vorübergegangen und nur allzu gern hatte er seinem Arzt geglaubt, der ihn wegen seiner Befürchtungen auslachte und alles einer leichten Neuralgie zuschrieb. Wochenlang hatte er sich geschont und jeder Arbeit enthalten, aber als er heute wieder arbeitsfreudig in das Atelier gekommen war und den Pinsel zur Hand genommen hatte, da war keine Selbsttäuschung mehr möglich gewesen. Und der Spezialarzt, den er sofort aufgesucht hatte, hatte seine Befürchtungen bestätigt. Zwei Monate waren ihm noch gegeben, vielleicht drei, wenn er sich die größte Schonung auferlegte.

Bob Rainer lachte bitter auf. Hatte er Zeit, sich zu schonen? Nacht sollte ihn von nun an umgeben, er sollte lernen, sich von anderen führen zu lassen, durch die Augen anderer zu sehen? Und noch mehr? Diese unbedeutende Skizze, ein unvollendetes Porträt irgendeines gleichgültigen Menschen sollte sein letztes Werk sein? Er, der wußte, daß er das Beste seiner Kunst noch nicht gegeben hatte, sollte sang- und klanglos, ein Blinder, vom Schauplatze seines Ruhmes abtreten? Seine schmalen, weißen Hände zuckten nervös, und verzweifelt blickte er hinaus in die Sonne, deren Licht er nicht mehr sehen sollte . . . .

„Bist du fertig, Bob?"

Eine Dame, ungesehen von dem Maler, hatte das Atelier betreten.

„Fertig? Wozu, Ellen?"

„Wie vergeßlich du in letzter Zeit bist, Bob! Du weißt doch, daß wir zugesagt haben, heute in den Kaiserhof zum Fünf-Uhr-Tee zu kommen."

„Zum Fünf-Uhr-Tee im Kaiserhof," wiederholte er mechanisch, dann fügte er kurz entschlossen hinzu:

„Ich kann nicht, Ellen, ich habe heute wieder meine Kopfschmerzen."

Er wußte, daß er seiner Frau die Wahrheit sagen mußte, und er wußte auch, daß Ellen in ihm nur den berühmten Künstler liebte, aber nicht die Furcht vor der Aussprache schloß ihm in diesem Augenblick die Lippen, nein, er wollte das Atelier, sein Heiligtum, nicht entweihen.

„Kopfschmerzen? Wie schade. Aber vielleicht tut dir die frische Luft gut?"

„Nein, ich kenne mich. Ich muß mich hinlegen."

„Wirklich sehr schade, Bob, du hättest dich gut amüsiert. Also lege dich hin, und gute Besserung."

Und schon eilte sie die Treppe hinunter.

Arme Ellen! Noch heute wollte er es ihr sagen und ihr volle Freiheit in ihren Entschlüssen lassen.

Er konnte es Ellen nicht an diesem Abend sagen.

Als er nach Hause zurückkehrte, erwartete Ellen ihn bereits ungeduldig. Er hatte vergessen, daß sie zu einem Souper geladen waren.

Als Bob Rainer mit seiner Frau aus dem Dunkel in den hellerleuchteten Saal trat, zuckte er ängstlich zusammen. Das Licht schien zu erlöschen, und vor ihm breitete sich ein dichter Nebel aus. Alles verschwamm vor seinen Augen und in dem menschengefüllten Raume sah er nur eine Person, Ruth Berneis.

Und ihm war es, als hätte er Ruth Berneis noch nie zuvor in seinem Leben gesehen. Jede Linie ihres Körpers, jeden Zug ihres ernsten klugen Gesichtes, jede ihrer Bewegungen nahm er wie eine Offenbarung in sich auf.

Wie an den Platz gebannt, unfähig, einen Schritt vorwärts oder rückwärts zu tun, blieb er stehen, dann wandte Ruth Berneis sich ab, und es wurde Nacht um ihn.

„Sie sind so blaß, Herr Rainer? Sind Sie nicht wohl?"

Bob drehte sich um und sah in Ruths Augen.

„O nein, ich fühle mich ganz wohl." Schwer kam es von seinen Lippen, und plötzlich fragte er ängstlich: „Und wenn ich krank wäre, würde es Sie betrüben?"

Das junge Mädchen blickte ihn verständnislos an.

„Ob es mich betrüben würde? Aber natürlich. Ich verstehe nicht . . . Aber Sie verzeihen . . ."

Und schon war sie von seiner Seite verschwunden, dem Winke einer älteren Dame folgend.

Als die Tafel aufgehoben wurde, und sich einzelne Gruppen bildeten, schritt Bob Rainer auf Ruth zu. Er hatte seinen Entschluß gefaßt.

„Ich habe eine große Bitte an Sie, Fräulein Ruth."

Das junge Mädchen errötete freudig.

„Sie ist Ihnen im vornherein gewährt."

„Ich möchte Sie malen."

„Ich stehe gern zu Ihrer Verfügung, aber ich reise morgen auf das Gut meines Bruders und wenn ich wiederkomme . . ."

„Verzeihung, Fräulein Ruth, aber es müßte sofort sein."

„Aber das geht doch nicht. Mein Bruder erwartet mich. Ich kann ihm doch nicht sagen . . ."

„Sagen Sie ihm, daß ich ihn bitte, mir vier Wochen Gastfreundschaft zu gewähren."

„Mit Freuden wird er es tun. Aber wir haben kein Aetlier. Wird das Licht Ihnen genügen?"

Bob lächelte trübe.

„Ich muß es verstehen, mit dem Lichte hauszuhalten."

— — — — — — — — — — — — —

Acht Tage später besichtigte Bob Rainer das Zimmer, das ihm als Atelier dienen sollte. Mit einem Feuereifer ging er an die Arbeit, und die Freude an seinem Werke ließ ihn oft für Minuten vergessen, daß dieses Bild, sein Schwanengesang sein sollte, daß ewige Nacht diesem Schaffen folgen würde. Er malte Ruth in einem Sessel sitzend, ein Buch in der Hand, während Abendnebel langsam das Zimmer in Dunkelheit hüllten.

Mit Riesenschritten nahte das Meisterwerk seiner Vollendung. Schon blickte Ruth Berneis zum Sprechen ähnlich aus dem Rahmen, und noch galt es nur, den Hintergrund fertigzustellen, da taumelte Bob eines Tages, wie von einem jähen Schwindel befallen, von der Staffelei zurück und streckte wie hilferufend die Arme aus. Mit einem Sprunge war Ruth an seiner Seite.

„Um Gottes willen, was ist Ihnen?"

Er hielt ihre Hände umklammert und blickte sie sprachlos an. Die tiefste Qual prägte sich in seinen Zügen aus.

„Nichts . . . nichts . . . es geht vorüber . . ."

Langsam, schwerfällig schritt er zum Fenster und preßte die heiße Stirn an die Scheiben.

„Sie sind schwer krank, Herr Rainer. Bitte, sagen Sie mir doch, was ist Ihnen."

„Nichts, nichts, ich danke Ihnen."

Verletzt verabschiedete sich das junge Mädchen.

‚Ich glaube, daß wir aufhören. Es wird Nacht."

„Es wird Nacht," wiederholte er mechanisch.

Der Arzt hatte zwei Monate Frist gegeben, aber Bob Rainer hatte sich keine Schonung gegönnt. Er hatte seine Augen gezwungen, Unmenschliches zu leisten, und jetzt war ihre Kraft erloschen. Als die anderen am nächsten Tage kamen und das größte Werk des Meisters bewunderten, stand er still im Hintergrunde und barg sein Gesicht in beiden Händen. Nur Ruth sah es und kam ihm und legte ihm eine Hand auf die Schulter. „Gestatten Sie mir eine Frage, Meister. Warum drängten Sie, das Bild so schnell zu vollenden?" „Warum? Ihnen will ich es sagen, Fräulein Ruth. Weil ich ein verlorener Mann bin, weil ich mit jedem Tage mehr fühle, wie meine Augen versagen. In spätestens einem Monat werde ich völlig erblindet sein." „Nein, . . . . nein, das nicht . . . nicht blind . . ." „Ich habe mich bereits damit abgefunden, aber ich möchte Sie noch einmal sehen, Fräulein Ruth." Sie folgte seinem Wunsche und ein tränenverdunkeltes Augenpaar blickte in verzweifeltem Schmerze zu ihm auf. Er zuckte zusammen und beugte sich tief über sie. „Ruth"... Wortlos nahm sie seine Hand und führte ihn langsam hinweg, und Bob Rainer fühlte, daß strahlende Helle die Nacht erleuchten würde, die sich unerbittlich herniedersenkte . . . .



**„Das Grabmal einer großen Liebe"**

In poetisch verklärter Form erzählt der Film die Entstehungsgeschichte der Perle unter den indischen Bauwerken, der Taj-Mahal, des Grabmals einer indischen Kaiserin. Die Bilder entzücken durch ihren zauberhaften Prunk und fesseln durch ihre lebensgetreue Wahrheit. Denn völlig echt ist dieser Film aus dem Märchenland: in Indien aufgenommen — nur von Indern gespielt — im Rahmen indischer Bauten, die mit Geräten aus den Schlössern und Schatzkammern indischer Fürsten ausgestattet sind.

# Der Mann, der alles sah

Novelle von J. F. Negodjajew.

Mein Freund und Landsmann Ossip Pawlowitsch Karpow war in seiner Art ein psychologisches Phänomen. Ein passionierter Beobachter, besaß er die seltene Fähigkeit, überall in seiner menschlichen Umgebung Zusammenhänge und Vorgänge zu bemerken, die der Wahrnehmung anderer Leute schlechtweg entgingen. Er war sozusagen zum Detektiv geboren, hätte es auch sicher in diesem Beruf weit gebracht. Aber die Weichheit seines slawischen Charakters ließ es ihn vorziehen, ein beschauliches Dasein zu führen und zwecklos seiner Leidenschaft des stillen Beobachtens zu leben. Er stammte aus sehr wohlhabendem Hause, und so gestatteten ihm dies seine fast unerschöpflichen Mittel.

Schon als kleiner Junge besaß er die ungewöhnliche und beinahe beängstigende Fähigkeit, wie ein kleiner Spion alles, was in seinem Elternhause geschah, in seinem Knabengehirn zu registrieren und auszudeuten. Dann, in der Schule, war er der Schrecken seiner Kameraden gewesen, denn er durchschaute alle ihre kleinen Spitzbübereien. Und nicht zuletzt war er gefürchtet bei seinen Lehrern, über deren intimste Angelegenheiten er immer Bescheid wußte. Dann, noch später, schon als Student, hatte er bei der großen Mordaffäre N., über die sich alle Berufsdetektive und Richter den Kopf vergeblich zerbrachen, nur durch Zeitungslektüre über den sehr lückenhaften Tatbestand unterrichtet, die einzig richtige Lösung gefunden und durch seine Angaben zur Ueberführung des Täters beigetragen. Hohe Autoritäten der Kriminalistik hatten ihm damals eine große Zukunft vorausgesagt und ihm dringend geraten, eine entsprechende Laufbahn einzuschlagen. Aber er hatte es immer wieder abgelehnt, aus seiner Passion einen Lebensberuf zu machen und durch weitere wissenschaftliche Ausbildung ein „nützliches Mitglied der Gesellschaft" zu werden.

Ossip Pawlowitsch studierte an der Moskauer Universität Philosophie und Geschichte, besuchte dann zur weiteren Fortbildung eine Reihe westeuropäischer Universitäten und hier, in einer deutschen Universitätsstadt, lernten wir uns kennen.

Recht eigenartig war unsere erste Begegnung und die Art, wie wir Bekanntschaft machten. Wir sahen uns zum erstenmal in einem Speiselokal. Ich erinnere mich noch gut, wie er seine dunklen Augen forschend auf mich gerichtet hielt. Als ich dann beim Verlassen des Lokals meinen Mantel anlegte, erhob er sich plötzlich von seinem Platz, kam lächelnd auf mich zu und sagte auf Russisch:

„Sie sind Russe. Ich sah das in allen Ihren Bewegungen und vor allem daran, wie sie eben den Mantel überwarfen, um dann in die Aermel zu schlüpfen. Eine unverkennbar russische Gebärde."

Am nächsten Tag saßen wir bereits am gleichen Tisch und unterhielt uns wie alte Freunde über dies und jenes, über gemeinsame Freunde in Moskau, Paris, Genf und Zürich. Von dem Tag an waren wir unzertrennliche Gefährten. Er weihte mich ein in das Geheimnis seiner ans Wunderbare grenzenden Begabung. Er lehrte mich ein neues Sehen und Hören. Er erschloß mir eine neue Welt. Abendliche Kaffeehausbesuche wurden für mich zu atemraubenden Schauspielen. Gänge durch die nächtliche Stadt, in der die Menschen, ihre Lebens- und Berufssorgen für wenige Stunden vergessend, sich so ganz anders als am hellichten Tage geben, wurden zu wahren Entdeckerfahrten. Der leidenschaftliche Theaterbesuch, dem ich bisher unentwegt gehuldigt hatte, erschien mir jetzt als schaler Zeitvertreib, denn das, was ich jetzt, unter der wohlwollenden Führung meines Freundes, sah und hörte, stellte alle theatralische Dramatik in den Schatten. Ossip Pawlowitsch habe ich es zu verdanken, daß ich umsattelte und, statt Jura weiterzustudieren, Journalist wurde.

Nach und nach begriff ich, warum Ossip Pawlowitsch nicht Berufsdetektiv geworden war: aus einer unüberwindlichen Angst vor der Langeweile beruflicher Bindung, zweckhaften Tuns. Er war sozusagen ein Künstler des reinen Beobachtens, ein Liebhaber des freien, ungehemmt pulsierenden Lebens. Und so sträubte sich sein ganzes Wesen überhaupt gegen Bindungen gleich welcher Art.

Nur einmal in seinem Leben wurde er in dieser Hinsicht sich selbst untreu. Er band sich an eine Frau, heiratete. Aber das war eben ein ganz außerordentlicher Fall: Lydia Arkadjewna war tatsächlich die einzige Frau, ja der einzige Mensch überhaupt, den er nicht auf den ersten Blick durchschaut hätte. Sei es, daß er es bewußt nicht wollte, oder daß die starke Neigung ihn blind machte. Langeweile war so ungefähr das Furchtbarste, was es für Ossip Pawlowitsch geben konnte. Nun, Lydia Arkadjewna brachte ihn nicht in die Verlegenheit, sich zu langweilen, sonst — alle Frauen. Keine einzige (ja, ich habe es miterlebt!) hat es länger als einige Wochen neben ihm ausgehalten, oder eher umgekehrt. Nur Lydia Arkadjewna bot seinen zwei Hauptpassionen, dem tiefen Interesse für Frauen eines subtilen asiatischen Typs mit westeuropäischem Einschlag und der Liebe für alles versteckte Geschehen, immer wieder neuen Stoff. Sie war — und blieb bis zu einer verhängnisvollen Augustnacht — die erste Frau, die ihn unausgesetzt interessierte und bei der er nicht merkte, daß sie ihn wie alle Frauen vorher nach Noten betrog.

Ossip Pawlowitsch hatte sich damals auf mein dringendes Anraten endlich entschlossen, seine ungewöhnlichen Erfahrungen zu Papier zu bringen. Er schrieb ein umfassendes Werk, in dem er die Mängel und Unzulänglichkeiten der modernen Kriminalistik nachwies und neue Wege einer synthetischen Ermittlungsmethode zu zeigen versuchte. Er hatte in jener Unglücksnacht vor, seinem Werk die letzte Abrundung zu geben und darum mich, den einzigen, dem er außer seiner Frau voll vertraute, gebeten, mit Lydia Arkadjewna auszugehen, um ungestört arbeiten zu können.

Der seltene Charme dieser Frau, für die ich schön immer eine starke Sympathie, ja, eine unverhohlene Neigung empfand, und die vielen Cocktails, die wir zusammen in einer Tanzbar tranken, verdrehten mir damals den Kopf.

„Ein reizender Kerl, mein Ossip Pawlowitsch," sagte Lydia Arkadjewna ganz unvermittelt, „und doch ein Phantast und der größte Esel in der ganzen Welt. Glauben Sie mir das, Iwan Fjodorowitsch?"

„Beweise?"

„Kann ich Ihnen beschaffen."

„Und die wären?"

„Kommen Sie."

Spielend meisterten ihre schmalen Hände das Steuer ihres Wagens.

„Wohin bringen Sie mich?"

Sie lächelte.

Stumm, voll Bewunderung und Neugier saß ich neben ihr, folgte ihr dann stumm in das Haus meines Freundes. Er schlief schon... Der seltene Charme dieser Frau und die vielen Cocktails, — Teufel, ja, sie verdrehten mir damals den Kopf und verleiteten mich zu einem unverzeihlichen Abenteuer, zu der, wenn auch leider nicht einzigen, so doch größten Schuftigkeit meines Lebens. Doch was soll ich weiter rechtfertigen?...

Ossip Pawlowitsch hatte sein Werk in jener Nacht vollendet. Er hatte das umfangreiche Manuskript säuberlich auf dem Schreibtisch seines Arbeitszimmers aufgeschichtet. Er selbst wurde am nächsten Morgen von Lydia Arkadjewna tot in seinem Bett vorgefunden — auf dem Nachttisch lag eine leere Veronalröhre und ein für mich bestimmter Zettel folgenden Inhaltes:

Lieber Freund Iwan Fjodorowitsch!

Die Welt will betrogen sein. Ich selbst nicht minder als andere Sterbliche. Denn die letzte Wahrheit ist immer langweilig. Du und Lydia, ihr habt mir die letzte Illusion zerstört. (Verdammt, warum habt Ihr nicht wenigstens im Flur das Licht eingeschaltet, wie sonst immer, wenn Ihr kamt!) Das Leben wäre für mich jetzt zum Sterben langweilig. Einen Reiz hat für mich nur noch das Nichtsein, der Tod. Aber trotz allem — ich verzeihe Lydia und dir, weil ich euch beide liebe.

Lebt wohl und verzeiht auch mir, der ich auch schlafend alles sehe und höre. Dein Freund Ossip.

(Einzig berechtigte, vom Verfasser durchgesehene Uebertragung nach dem russischen Originalmanuskript von Hans Ruoff.)

# Die Ohrfeige

Von Theodor Brun.

Man stelle sich vor: mein Freund Guido, das Muster eines friedliebenden, artigen, höflichen, gesitteten Menschen, versetzt in einer feinen Gesellschaft, in der er sich zum ersten Male befindet, einem wildfremden Herrn im Momente der gegenseitigen Vorstellung eine furchtbare Ohrfeige, eine derart furchtbare Ohrfeige, daß zwei Damen in Ohnmacht fallen und der Betroffene die Besinnung verliert. Ja, was das Schönste ist: die oben erwähnte Ohrfeige fiel einzig aus dem Grund, weil der besagte wildfremde Herr — — doch ich will ordentlich zu erzählen beginnen.

Am kritischen Tage traf ich Guido im Kaffeehause. Er sah total verstört aus. Teilnahmslos fragte ich ihn, was ihm fehle.

„Ach ja," seufzte er, „was mir fehlt! Gestern war ich beim Arzt. Ich habe Wassersucht. Nächste Woche gehe ich ins Spital. Weißt du, was das heißt, wenn man plötzlich die Eröffnung hört, daß man schwer krank ist? Dazu noch Wassersucht! Den ganzen Tag hämmerts in meinem Schädel: du hast Wassersucht, du hast Wassersucht, bei Nacht träume ich diesen Gedanken in den grausamsten Bildern, was ich sehe und höre, bekommt eine Beziehung zu meiner Krankheit. Vom Glas Wasser, das dir der Kellner hergestellt hat, bis zu dieser Zeitungsnotiz: „Mordversuch aus Eifersucht" erweckt alles in mir die Assoziation: Wassersucht. Wenn ich nicht früher an der Wassersucht sterbe, werde ich noch irrsinnig."

„Höre, Guido," erwiderte ich, „an Wassersucht stirbt man nicht so rasch, und irrsinnig mußt du auch nicht werden. Du brauchst Ablenkung. Morgen gehen wir zusammen zur Premiere der Black-People-Revue, übermorgen zum Orientalischen Maskenball, und für heute lade ich dich zum Jour bei der Frau Kommerzienrat Popper ein. Eine entzückende Dame, in deren Haus eine erlesene, geistreiche Gesellschaft verkehrt. Sie sieht es gerne, wenn man nette Menschen bei ihr einführt . . ."

Nach langem Widerstreben willigte Guido endlich ein. Als er zwei Stunden später die Bekanntschaft der Frau Popper und ihrer Gäste machte, merkte ich an seinem heiteren, freien Blick, daß mein Rezept erfolgversprechend war.

„Sehr lieb, daß Sie gekommen sind," meinte die Dame des Hauses zu mir, „beinahe wäre der heutige Abend ins Wasser gefallen, jawohl buchstäblich ins Wasser gefallen," setzte sie zu Guido gewendet fort, der diese Redensart mit einem verkrampften Lächeln quittierte. „Nämlich im Haus gab's einen Wasserrohrbruch. Ich sage Ihnen, fürchterlich. Das Stiegenhaus war ein Niagarafall. So was von Wasserstürzen können Sie sich nicht vorstellen. Bis vor einer Stunde haben die Installateure gearbeitet. Das Wasser hatte bereits —"

„Ein Glück, daß es gut geendet hat," unterbrach ich todesmutig die Dame, denn Guidos Antlitz wurde bereits so faltig wie ein hieratysches Papyrusdokument. „Wie geht's dem Herrn Gemahl?"

„Meinem Mann? Ich danke. Er ist geschäftlich verreist. An irgendeiner neuen, angeblich fabelhaften Sache soll er sich beteiligen."

„So?" verpflichtet sich Guido zu fragen, „und zwar?"

„Eine Fabrikation von Wasserflugzeugen," lautete die Antwort, „ein ganz besonderes System, das es ermöglicht, auf dem Wasser . . ."

Ein neuer Gast trat ein, der das Wasserthema beendete.

„Sehr erfreut, daß Sie kamen," begrüßte Frau Popper, „stellen Sie sich vor, wir hatten im Haus einen Wasserrohrbruch . . ."

Ich packte Guido hastig beim Arm und riß ihn ins Nebenzimmer, wo ein kaltes Büfett stand, umgeben von einigen netten Damen, die sich gerade stärkten.

„Die Introduktion war ja ziemlich zweckentsprechend," brummte Guido grimmig, „ich hätte lieber zu Hause bleiben sollen, da kann ich wenigstens vor Wut heulen, wenn ich an meine Krankheit denke."

„Beherrsche dich," ermahnte ich ihn, „da steht übrigens ein ausgezeichneter Portwein, der idealste Sorgenbrecher." Ich schenkte für uns beide ein. „Prosit, meine Damen!"

„Prosit, Herr Doktor," erwiderte der jungfräuliche Chor, bei dessen Tonfall sich Guidos Züge sofort aufheiterten.

„Herr Doktor," setzte ein 17jähriges Stimmchen fort, „Sie müssen mir wieder helfen. Mir fehlt eine indische Gottheit mit 5 Buchstaben. In der Mitte ist ein i."

„Shiwa," rief Guido und machte sich sofort beliebt.

„Und dann noch eines: eine gefährliche Krankheit. Der erste Buchstabe ist, wenn das Shiwa heißt, ein W."

„Wanderniere," rief ich rasch, als ich Guido erbleichen sah.

„Moment," meinte das Fräulein, indem sie das Rätselblatt zur Hand nahm, „Wanderniere kann stimmen. Aber — ist Theben eine griechische Stadt?"

„Theben," riet eine andere.

„Dann muß das Wort mit t enden."

„Dann schreiben Sie in Gottes Namen Wassersucht!" schrie Guido lauter, als sich geziemte, „und lassen Sie mich in Ruh'."

Damit stürzte er wieder ins Gesellschaftszimmer, wohin ich ihm geärgert folgte.

Hier war gerade eine lebhafte wissenschaftliche Debatte im Gange. Ein dicker Herr, seines Zeichens Erzeuger von Filmtiteln, hielt eine ausführliche Exkursion über die Bedeutung der Psychoanalyse:

„. . . und schon daran können Sie erkennen, wie richtig die Grundlagen der Psychoanalyse sind, als diese Lehre mit einem Phänomen arbeitet, das sich jederzeit als nachprüfbar erweist und vom Patienten im Momente des klaren Erkennens nicht mehr geleugnet werden kann, nämlich mit der Assoziation. Der menschliche Geist assoziiert ununterbrochen bei normalem Zustande Gedanken, die objektiv verwandt sind, bei krankhaftem immer in der Richtung zu dem besonderen Faktor der ihn im Unterbewußtsein stört. Ein Beispiel: Nehmen wir an, einer sei mondsüchtig. Ihn quält dieses Leiden, der Gedanke daran hemmt seine Arbeitskraft, seine Lebenslust, er sucht ihn zu unterdrücken, aber es nützt nichts. Was er sieht, bekommt Beziehung zu dem Leiden oder zum Wort. Er hört das Wort „schwindsüchtig", a tempo fällt ihm ein „mondsüchtig", er sieht ein Schirmgeschäft, beim Wort „Sonnenschirm" fällt ihm ein „Mond" und „mondsüchtig", er sieht im Zirkus einen Seiltänzer und hat das Bild eines Mondsüchtigen vor sich, er hört einen lyrischen Dichter — beim Worte „Sehnsucht" packt ihn die Mondsucht, er geht ins Kaffeehaus . . ."

Es klirrte. Guido hatte in einem kultivierten Tobsuchtsanfall eine Vase zu Boden gehauen. Nach einigen gestammelten Entschuldigungen usw. kam wieder Stimmung in die Gesellschaft. Ein Vortragskünstler erklärte sich bereit, etwas zum Besten zu geben. Er begann:

„Goethe, Der Fischer. Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll . . ."

Mit einem Satz, um den ihn eine Primaballerina beneidet hätte, sprang Guido ins Nebenzimmer zum Büfett. Nach einer Minute kam er käsebleich wieder herein.

„Da führt der Teufel Regie," murmelte er grimmig, „kaum nehme ich mir einen Sandwich, fragt mich ein Fräulein, ob ich auch Gurken so gerne esse, ich sage: ja. Darauf sie, ob es wahr sei, daß Gurken zu 97 Prozent aus Wasser bestehen. Na, der habe ich das Fragen abgewöhnt."

„Um Gottes Willen, was hast du ihr denn geantwortet?"

„Nichts, ich habe ihr nur gesagt, daß man das dummen Gänsen einrede, damit sie sich das Gurkenessen abgewöhnen. Vom Gurkenessen werde man unfruchtbar."

„Du bist ein Barbar."

„Und du bist ein Schurke."

Ein Bariton erhob sich, um seine Gesangskunst brillieren zu lassen. Zuerst sang er zum allgemeinen Vergnügen — auch Guidos — ein Volkslied. Dann sang er das Lied: „Das Wandern ist des Müllers Lust". Als er die zweite Strophe anhub: „Vom Wasser haben wir's gelernt", eröffnete Guido mit lauter Stimme ein Gespräch mit seiner Sitznachbarin über gotische Bauten im Rheinlande und ließ sich darin trotz vielfacher Protestkundgebungen nicht beirren. Welche Fortsetzung das Gespräch nahm, konnte ich nicht verfolgen, wohl aber sah ich plötzlich Guido aufspringen, während die Dame betroffen sitzen blieb. Sie hatte ihn gefragt:

„Haben die Frauen im Mittelalter auch schon Wasserstoffsuperoxyd verwendet?"

Guido verschwand für eine Viertelstunde. Gerade, als ich anfing, besorgt zu werden, erschien er wieder — im richtigen Moment, denn eben ließ sich ein Ingenieur vernehmen:

„. . . so liegt, da die Kohlenvorräte der Erde in wenigen Jahrhunderten bestimmt erschöpft sein werden, unsere ganze Hoffnung nur in der Ausnützung der Wasserkräfte. Die Kohle der Gegenwart muß durch das Wasser der Zukunft ersetzt werden. Unsere Zukunft heißt Wasser, Wasser und wieder Wasser."

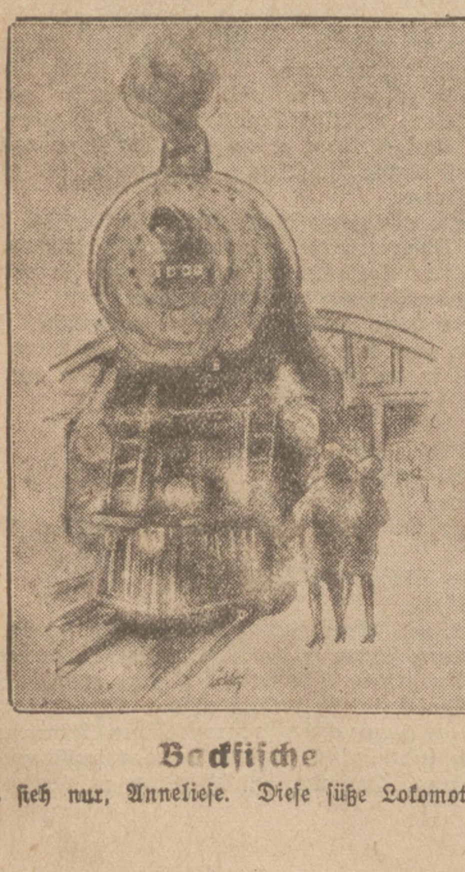
Ich sah es Guido an; nun geschah ein Malheur. Mit der Miene eines Amokläufers ging er auf den Ingenieur los —

Da trat ein neuer Gast ein, der mit stürmischer Freude begrüßt wurde. Mit einem wohlwollenden Blick überflog er die Gesellschaft und ging dann schnurstracks auf Guido zu.

„Ich glaube, wir kennen uns noch nicht. Gestatten Sie, ich heiße Wassermann."

Platsch! Guido versetzte ihm die bereits eingangs erwähnte fürchterliche Ohrfeige, worauf Herr Wassermann die Besinnung verlor und zwei Damen in Ohnmacht fielen. Guido aber stürzte fluchend von dannen.

Meine Bemerkung, daß es sich um einen Wassersüchtigen handle, wurde ohne Befriedigung zur Kenntnis genommen.



**Backfische**

„Gott, sieh nur, Anneliese. Diese süße Lokomotive!"
(Life.)



**Was der Photograph sieht**

Eine ganze Affenkolonie wohnt im Urwald auf einem Baum, der so überladen war, daß schließlich ein großer Ast abbrach und eine ganze Gruppe Affen herunterfiel. Dem Photographen ist es gelungen, gerade diesen Augenblick im Bilde festzuhalten.

# Bettler am Straßenrand

Von Heinz Eisgruber.

Er sitzt an der Straßenecke und streckt ein nacktes Bein vor sich hin. Und bettelt wie tausend andere um das, was man gemeinhin den Schlüssel zum irdischen Paradiese nennt.

Ehe dieser Mann sein Schamgefühl abstreifte, war er der ärmste unter seinen Berufskollegen. Jene haben Gebrechen, die den Vorübergehenden anschreien. Die den Verdacht der Täuschung erschlagen, ehe er sich vor die zu rührenden Herzen stellt. Sie haben Gebrechen, die den gröbsten Sinnen erfaßbar sind: tote, leere Augenhöhlen, verstümmelte Gliedmaßen, in Nervenzuckungen sich aufbäumende Leiber, vom Leben vergiftete Gesichter.

Unser Mann aber sieht kräftig aus, besitzt alle Gliedmaßen und ein Paar eindringlich blickender Augen. Niemand sähe ihm sein Gebrechen an, über das Zivilisation und Klima Tuch gebreitet haben. Und niemand ließe sich von ihm rühren.

So streift er denn sein linkes Hosenbein hoch und zeigt sein nacktes Bein, das über und über mit Narben und Geschwüren bedeckt ist. Eine fressende Flechte durchackert und zerwühlt unaufhaltsam die Beinmuskeln. Der Anblick dieser Grausamkeit der Natur läßt das Herz einen Augenblick mit seinem Schlage innehalten. Als wollte es demonstrieren gegen solche Peinigung der Kreatur.

Nunmehr, mit entblößtem Bein, ist unser Bettler König unter seinesgleichen geworden. Ein von grausamen Wunden starrendes Bein können nur wenige auf das Pflaster legen. Nicht nur, weil die Geißel der Natur oder der gefährlichen Künste der Zivilisation sie anders zeichnete, sondern auch, weil Hemmungen sie vielleicht behindern würden, sich so und unter solchen Umständen zu entblößen.

Unser Mann besitzt diese Hemmungen nicht. Oder er hat sie überwunden. Mit Hilfe der Not und der Zeit, die beide so leicht die Dammwälle der Scham, der Sitte, des Stolzes, des Selbstbewußtseins, der Eitelkeit unterminieren.

Es irritiert ihn auch keineswegs der Gedanke, daß die Menschen vor ihm, vor seinem grausigen Gebrechen erschaudern würden. Im Gegenteil: dieser Gedanke hat am Wall seiner Gefühlshemmungen am erfolgreichsten gerüttelt. Denn in Begleitung des Schauders wußte der instinktiv und aus Not zum Reklamepsychologen Gewordene das Mitleid und die zum Opfern zwingende Angst vor dem Schicksal.

Seine Kalkulation war richtig: seine Mütze füllte sich schneller und öfter denn die seiner blind oder auf Krücken durchs Dasein humpelnden Kollegen.

Und dennoch sind sein Gebrechen und seine Not nicht schlimmer als die jenes Blinden oder jenes Epileptikers oder jenes Beinlosen und Schwindsüchtigen. Aber die von den Reklameattacken der Gegenwart abgehärteten Nerven der Vorübergehenden reagieren nur mehr auf grelle Eindrücke. Sie spüren nicht die verdeckten und geschämigen Nöte, nicht das Elend, das auf blutrünstige und nervenaufpeitschende Reklame verzichtet oder verzichten muß, das nicht erfaßbar ist mit jenem materiellsten Sinn, der allein noch Vertrauen heute genießt: dem Gesichtssinn. Sie sind phantasiearm und unschöpferischen Herzens. Nur was unmittelbar an den grobdrähtigsten Sinnen reißt, löst Schwingungen in ihnen aus.

Er hat recht, dieser Mann, daß er die Hüllen von den Schwären reißt: man glaubt die verhüllten nicht. Und wenn man sie glaubt: man läßt sich von ihnen nicht rühren

große Rinderhalle auf der Targowica einstürzte, da wurde es plötzlich still und seit dieser Zeit spricht man über die moderne Schule in Myslowitz nicht mehr. Wir glauben, daß heute die Myslowitzer selbst mit einer „unmodernen Schule“ es vorlieb nehmen würden. Uns interessiert es, ob in der nächsten Zeit überhaupt Aussicht besteht, daß an den Bau der Schule geschritten werden kann. In einer Stadtverordnetenversammlung vor den Weihnachtsfeiertagen ermahnte der Vorsteher der Versammlung die Pressevertreter, über Myslowitz und überhaupt über die schlechte Beschaffenheit der Straßen nicht so viel zu schreiben, weil die Stadt nicht in der Lage ist, an den Ausbau der Straßen zu schreiten. Sie hat genügend Sorgen mit der Viehzentrale und muß jeden Groschen in das Unternehmen hineinstecken. Diese Sorgen ist die Stadt zum Teil losgeworden, nachdem die Targowica in eine G. m. b. H. umgewandelt wurde. Der Bürgermeister hat in der Pressekonferenz auch erklärt, daß die Stadt jetzt an Häuserbau und Vergrößerung des Schulraumes eher denken kann. Aus der mieslichen Finanzlage ist aber die Stadt noch nicht heraus. Sie erhält zwar von der Targowica-Gesellschaft jährlich 300 000 Zloty Pachtzins, ist aber mit einer Zinsenlast von 450 000 Zloty, von Kapitalien, die in dem Unternehmen stecken, belastet. Von Rückzahlung des Kapitals wollen wir hier gar nicht reden. Die Stadt wird also vorläufig aus den Jahreseinnahmen 150 000 Zloty zu der Targowica zuzahlen müssen, und das ist gerade nicht wenig. Im Vergleich zu dem bisherigen Zustand ist das zwar eine Besserung, da bis jetzt zu dem Unternehmen monatlich 20 000 Zloty plus 30 000 Zloty Zinsen zugezahlt werden mußten. Wird jedoch die Stadt bei der großen Zinsenlast noch ein modernes Schulhaus bauen können? Eine solche Schule, wie sie im vorigen Sommer geplant wurde, wird kaum unter 700 000 Zloty gebaut werden können. Eigene Mittel besitzt die Stadt nicht und muß für diese Zwecke eine Anleihe aufnehmen. Dadurch wird die Zinsenlast selbstverständlich gesteigert. Ein neues Wohnhaus muß unbedingt in Myslowitz gebaut werden, da die Zahl der Wohnungssuchenden in Myslowitz bereits 600 übersteigt. Man ersieht daraus, daß die Sorgen der Stadt nicht gering sind.

---

**Schadenfeuer.** Gestern nachts gegen 1 Uhr entstand in den Kassen-Büroräumen des Myslowitzer Zoll-Direktionsgebäudes auf der Plesserstraße (ehem. Darmstädter-Bank) ein Schadenfeuer, dessen Ursachen bisher noch nicht geklärt worden sind. Dank der Aufmerksamkeit der Myslowitzer Polizei, die als erstes Aufgebot an der Brandstelle erschien, konnte der Brand noch vor Eintreffen der Feuerwehr nach ungefähr einer Stunde gelöscht werden. Der Schaden soll erheblich sein, da neben der Holzdielung auch einige Möbelstücke und Aktenschränke den Flammen zum Opfer fielen. Wie verlautet, soll das Feuer dadurch entstanden sein, daß einige noch glühende Kohlenstücke auf die Diele fielen und durch den Luftzug weiter brannten. h.

**Achtung vor einer Betrügerin.** Seid einigen Tagen treibt sich in Myslowitz eine fremde Frauensperson herum, welche u. a. bei einer gewissen Frau Zoducha nächtigte und am nächsten Morgen 35 Zloty aus dem Vertikow mit sich gehen ließ. Sie gab an, aus einer größeren Sosnowitzer Firma zu sein und sei beauftragt in Myslowitz Geldbeträge einzukassieren. Personen, welche von dieser „Dame“ irgendwie angegangen wurden, sollen diesbezügl. Angaben dem Polizeikommissariat zu übermitteln. Die Polizei ist der Betrügerin bereits auf der Spur. h.

**Schoppinitz.** (Aerztliche Pflicht-Leichenbeschauung.) Der Gemeindevorstand in Schoppinitz ist seinerzeit von seiten der Gemeindevertretung angegangen worden, in Schoppinitz die pflichtmäßige Leichenbeschauung einzuführen. In dieser Angelegenheit wandte sich der Gemeindevorstand an die Nachbargemeinde Rosdzin und erhielt einsn Bescheid dahin, daß selbst die Polizeidirektion in Kattowitz mit dieser Frage beschäftigt ist und schon in allernächster Zeit eine diesbezügliche Verfügung zu erwarten sei. Hierzu sei bemerkt, daß schon die meisten Landgemeinden in der Wojewodschaft die Pflichtleichenschau eingeführt haben. Der Grund hierfür ist in der wachsenden Kindersterblichkeitsziffer zu suchen, womit auch das Gesuch der Gemeindevertretung in Schoppinitz begründet wird. In der Vorlage wird gegen die Unsauberheit u. a. Stellung genommen, welches vielfach zur Steigerung der Kindersterblichkeit beitragen mag. Von den unmöglichen Wohnungsverhältnissen aber, in denen die meisten Kinder erzogen werden müssen, wird nichts erwähnt. Trotz allem ist die amtliche Einführung der Pflichtleichenschau nur zu begrüßen. So manches böse Geschehen, welches mit dem Strafgesetzbuch im Konflikt stehen kann, wird in dieser Beziehung verhütet oder seiner Sühne zuführbarer gemacht. h.

## Schwientochlowitz u. Umgebung

### Schaumschläger.

Der Schaumschläger treibt sein Gewerbe in aller Oeffentlichkeit. Es kommt ihm in erster Linie darauf an, die Objekte seines dunklen Handwerks einzuseifen. Dazu muß er den Schaum schlagen. Aber da es sich bei ihm um eine theoretische Tätigkeit handelt, ist sie nicht Mittel zum, sondern ausschließlicher Zweck. Von diesen Falschspielern gibt es verschiedene Sorten. Der eine ist ein Bramarbas. Er trägt faustdick auf. Das sind die schlechten Seifenkomödianten. Bei ihnen zerplatzen die übertriebenen Blasen schon im Munde. Wie Schwefelprodukte und blauer Dunst.

Andre sind, wenn man so will: Seifenflockenschläger, bei denen der Schaum so duftig ist, daß man ihn kaum als solchen erkennt. Aber gerade das sind die gefährlichsten. Sie haben die liebenswürdige Art des Biedermannes, der vorgibt sein Hemd mit dem andern zu teilen. Um ihn hinter dem Rücken vor andern bloßzustellen, daß auch nicht für Feigenblattgröße Gutes mehr an ihm bleibt. Diese Scharpiezupfer kämmen ihren Nächsten, ohne daß er es merkt, wie Wolle durch, Härchen um Härchen, bis er kahl und nackt, wie ein Schaf nach der Schur, herumläuft. Zum Gespött oder zur Verachtung der andern.

Der Schaumschläger ist ein Artgenosse dessen, der Aehnliches mit dem Brei um den Mund besorgt. Im Mittel verschieden, im Zweck gleich verwerflich. Der Dritte im Bund ist dann der Bläser, der es auf die Ohren abgesehen hat. Alle drei brauchen ein Objekt, bei dem sie das praktisch anwenden, was sie in der Theorie entrüstet weit von sich weisen. Im allgemeinen ist der Schaumschläger der weniger Gefährliche. Jedoch ist die Tatsache, daß er Schaum schlagen muß, immer verdächtig. Weil es zur Gewohnheit werden kann. Und jede Gewöhnung läßt den Trennungsstrich langsam dünner werden zwischen Wahrheit und Dichtung, so daß zuletzt nur noch eine seidenfadenfeine Scheidewand besteht, hinter der die Fratze des Verleumders grinst.

## Republik Polen

**Petrikau.** (Er konnte den Verdacht des Diebstahls nicht ertragen.) Vor einer Woche wurde dem Bauern Jan Wapsewicz aus dem Dorfe Anulow, Gem. Regnow, im Petrikauer Kreise, eine Bettdecke gestohlen. Des Diebstahls verdächtigte er den 19jährigen Sohn seines Nachbarn, Antoni Woszczyk. Als dieser von diesem Verdacht hörte, begab er sich auf den Hausboden, suchte die dort von seinem Vater versteckte Flinte hervor und stellte sie mit dem Lauf gegen sein Herz. Dann drückte er den Hahn mit einem Stock ab. Als die Hauseinwohner, durch den Schuß alarmiert, herbeieilten, fanden sie nur mehr eine Leiche vor. Inzwischen hatte Wapsewicz die Bettdecke gefunden, die ihm ein Spaßvogel auf seinem eigenen Boden versteckt hatte.

## Deutsch-Oberschlesien

**Hindenburg.** (Familientragödie.) Im Stadtteil Biskupitz spielte sich am Silvesterabend, wie erst jetzt bekannt wird, in der Wohnung eines Arbeiters eine schwere Familientragödie ab. Nach einem Streit zwischen den Ehegatten, der in einem Gasthaus seinen Anfang genommen hatte, kam es zu schweren Auseinandersetzungen. Der Sohn wollte hierbei die Mutter gegen Angriffe des Vaters schützen. Der Vater verletzte dabei den Sohn, der 18 Jahre alt ist, mit einem Messer in der Brust, so daß der Verletzte ins Knappschaftslazarett geschafft werden mußte. Lebensgefahr besteht nicht.

**Beuthen.** (Schwere Bluttat.) An versuchten Totschlag grenzt die Tat, die sich am Freitag nachmittags im Hause Siemianowitzer Chaussee 17 abgespielt hat. Dort war der ungefähr 50 Jahre alte Grubenarbeiter Dittlich mit einem Mitbewohner des Hauses in Streit geraten, in dessen Verlauf dieser eine Axt nahm und auf Dittlich derart einschlug, daß ihm der Unterkiefer vollständig zertrümmert wurde. Die Verletzung ist eine so schwere, daß Lebensgefahr besteht. Dittlich wurde mit einem Feuerwehr-Sanitätsauto nach dem städtischen Krankenhause geschafft.



**Oppeln.** (Das erste Urteil bestätigt.) Der Zimmermann Vizent Jonitzky aus Oppeln war am 15. Oktober 1928 vom Schwurgericht in Oppeln wegen versuchten schweren Raubes zu 4½ Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Jonitzky hatte am 24. Dezember 1920 mit vier anderen Komplizen versucht, den in einem Walde in der Nähe von Oppeln wohnenden Teichwärter Joska zu überfallen und zu berauben. Die Räuber wußten, daß Joska im Besitz von 30.000 Mark Geld war. Als Joska die Leute erkannte, ging er ihnen entgegen und wurde durch Revolverschüsse tödlich verletzt. Der Haupttäter erhielt 15 Jahre Zuchthaus. Gegen das Urteil hatte nun Jonitzky Revision eingelegt. Er machte in seiner Revisionsschrift geltend, daß bei ihm das deutsch-polnische Amnestiegesetz in Anwendung zu bringen sei, denn der Ueberfall sei während der Besetzung in Oberschlesien aus politischen Motiven erfolgt. Joska sei ein Deutscher gewesen und sie hatten gewußt, daß er viel Geld habe. Das hätten sie ihm rauben wollen. Der zweite Strafsenat verwarf in seiner Donnerstag-Verhandlung die Revision als völlig unbegründet.

**Neustadt.** (Durch elektrischen Strom getötet.) Der Schlosser Alois Lachmann aus Leuber (Kreis Neustadt OS.) war mit am Kammerofenbau des Neustädter Gaswerks beschäftigt. Aus unbekannten Gründen griff Lachmann beim Transportieren eines Eisenträgers an eine für Montagezwecke aufgehängte elektrische Lampe und riß diese herunter. Mit der Lampe in der Hand fiel er auf die eiserne Arbeitsbühne. Der elektrische Strom wurde bald ausgeschaltet und sofort schritt man zu Wiederbelebungsversuchen. Bald wurde der Verunglückte auch ins Kloster der Barmherzigen Brüder geschafft, aber die Wiederbelebungsversuche hatten keinen Erfolg. Der Arzt stellte den Tod fest. Der Strom, durch den Lachmann getötet wurde, hatte nur 220 Volt Spannung, es war also eine gewöhnliche Lichtleitung.

---





**Vorsicht ist die Zierde des Ehemannes**

„Emil, denkst du auch an das, was du mir gestern versprochen hast?“

„Nein, liebes Kind. Ich habe es mir anders überlegt. — Sag mal, was hatte ich dir eigentlich versprochen?“

# Die Braut Nr. 68

Roman von Peter Bolt.

39)

Als am nächsten Abend die Arbeit vorüber war, erinnerten sie sich daran, daß sie in der großen Aufregung ganz vergessen hatten, das Kamel zu füttern und zu tränken. Jetzt war das Tier ungeduldig geworden, hatte sich losgemacht und lief unruhig um das Lager herum und querdurch. Es dauerte eine Weile, bis sie es einfangen und meistern konnten.

„Was zum Teufel braucht so ein Vieh zu trinken? Heißt es denn nicht, daß es jeden Durst erträgt?“ meinte Jimmy.

„Ist schon möglich. Aber ich möchte es lieber doch nicht versuchen!“ antwortete Parker.

„Doch, Steve, es muß schon so sein! Ich erinnere mich noch aus der Schule: das Kamel braucht gar nicht zu trinken! Viele Wochen lang kann es ohne Wasser sein! Ich erinnere mich noch ganz genau, selbst an das Bild an der Wand, und da stand darunter: „Das Kamel“ — und dann war noch etwas. Wart' bloß, was war's denn nur...?“

„Es war wohl: ‚Das Schiff —‘?“

„Ja! ‚Das Schiff der Wüste‘ — das war's! Und deshalb glaub' ich, daß es schade ist um jeden Tropfen.“

„Du meinst, ein Schiff säuft nicht? Gerade ein Schiff säuft! Wir bleiben schon dabei und tränken das Vieh regelmäßig. Wir müssen es ja in einer guten Verfassung erhalten, sonst können wir es nicht schwer belasten und kriegen unser Gold nicht nach Hause!“

Sie versorgten das Tier und gingen wieder an ihre Arbeit. Da kamen sie an der Windreuter vorüber. Der große hölzerne Kasten stand unbenützt da. Parker blieb vor ihm stehen, schaute ihn einen Augenblick lang verächtlich an und gab ihm einen Fußtritt, daß er umfiel. Dann stieß er ihn noch einmal mit seinem Stiefelabsatz, daß das Holz einbrach. Jimmy Sleigh folgte dem Beispiel seines Meisters. Bald war die ganze Reuter ein Wrack.

Parker lachte. Wer wird sich da noch mit dem Durchblasen von Geröll und Sand abgeben, wenn das fertige Gold in solchen Maßen zutag liegt?

Die beiden Männer hetzten sich ab wie die Hunde. Aber vier Tage später hatten sie den ersten Sack mit Gold vollgefüllt. Parker schätzte das Gewicht auf 80 Pfund. Sie waren noch reichlich mit Lebensmitteln versehen und hatten einen der Wasserbehälter überhaupt noch nicht geöffnet. Sie konnten also noch ganz ruhig einige Tage dableiben und arbeiten.

Sie hatten aufgehört, miteinander zu sprechen. Während sie arbeiteten, waren sie mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Einmal, beim Abendessen, erklärte Parker, daß sie wieder Tee kochen sollten. Jimmy zündete die Lampe unter dem Kessel an und bereitete den Tee. Während sie ihn tranken, räusperte sich Jimmy einigemal. Dann nahm er einen Anlauf und sagte: „Steve“, aber weiter kam er nicht.

„Willst du etwas?“ fragte ihn dieser.

Aber Jim antwortete nicht. Er schlürfte den Tee sehr lärmend. Das war alles, was er an Lauten hervorbringen konnte. Parker stopfte sich eine Pfeife und kümmerte sich nicht weiter um ihn. Da brach es aus Jimmy Sleigh hervor:

„Was krieg' ich von dem Gold?“

„Ich hab' das Goldfeld gefunden“, antwortete Parker.

„Du hast's gefunden, das ist wahr. Aber was krieg' ich vom Gold? Was — krieg' — ich — vom — Gold?“

„Du wirst es schon seh'n!“ sagte Parker ganz ruhig. Der andere aber sprang wütend auf.

„Ich werd' es schon seh'n? Das ist gar nichts; ich werd' es schon sehen! Jetzt will ich's sehen! Jetzt, in der Minute will ich's wissen! Ich will das Hotel in Albany kaufen, sobald ich zurückkomme! Am selben Tag, in derselben Stunde! Was — krieg — ich — vom — Gold?“

Parker erhob sich gleichgültig, kehrte Sleigh den Rücken, steckte die Hände in die Tasche und ging davon. Aber Jimmy Sleigh, der erst eine Weile betroffen dagestanden war, stürzte ihm nach und brüllte aus Leibeskräften:

„Was krieg' ich vom Gold? Du willst mich betrügen! Du Gauner, du willst mich betrügen! Ich laß mich nicht betrügen! Ich will wissen, was ich krieg'? Sofort! Sofort! Jetzt will ich's wissen!“

Sleigh stand ganz dicht vor Parker und fuchtelte mit den Händen herum, wie einer, der nicht bei Sinnen ist.

Da gab ihm Parker einen Fußtritt, daß er hinfiel. Dann sagte er, immer noch mit unverändert ruhiger Stimme:

„Das kriegst du! Nun weißt du's!“ — und ging an seine Arbeit. Zwei Minuten später war schon das Pochen auf der Arbeitsstätte hörbar. Sleigh aber lag auf der Erde und bewegte sich nicht. Als er sich eine Stunde später so weit erholt hatte, schleppte er sich nach seiner Lagerstätte unter das Zeltdach. Er konnte lange nicht die Augen schließen, und als ihn der Schlaf endlich übermannte, glaubte er noch die wuchtigen Hammerschläge zu hören, mit denen Parker die Steinblöcke zerschlug.

Am nächsten Morgen gingen sie beide an die Arbeit, als ob nichts geschehen wäre. Sie sprachen kein Wort miteinander. Sleigh traute sich nicht, Parker ins Gesicht zu sehen, ging ihm aus dem Weg, hielt seine Mahlzeit allein. Er schaute finster drein, hatte zuweilen ein verbissenes, trotziges Gesicht. Das Gold, das er jetzt herauslöste, trug er nicht auf den gemeinsamen Sammelplatz, sondern versteckte es in einer Oeffnung im Gestein, die die Sprengung gerissen hatte. Parker kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Am nächsten Tag trat aber, ganz unerwartet, ein Ereignis ein, das eine große Wandlung schuf, dem Streit der beiden ein jähes Ende bereitete und sie wieder zu ihrer alten Freundschaft zurückführte.

Infolge ihres Zankes war das Kamel wieder vernachlässigt worden. Es hatte vierundzwanzig Stunden lang kein Futter und keinen Trank bekommen. Nun war es wieder ausgerissen und rannte wie wütend herum. Als Parker und Sleigh das sahen, jagten sie beide dem Tier nach, um es einzufangen. Aber diesmal wollte das Kamel seinen Spaß haben. Es rannte rascher als seine Verfolger. Machte die unglaublichsten Wendungen, voltigierte wie ein Zirkusgaul, lief ganz unerwartet geradewegs in das Zeltdach hinein, riß es nieder und jagte wieder davon.

Die Jagd nach dem Tier schien ganz aussichtslos zu sein. Es entfernte sich immer mehr.

Parker und Sleigh kehrten zu ihrer Arbeitsstätte zurück. Als sie mit dem Pochen wieder begonnen hatten, sahen sie auch das Kamel ruhigen Schrittes wieder zurückkehren.

Parker warf den Hammer hin und schlich sich vorsichtig an das Tier heran. Sleigh folgte ihm auf dem Fuß. Das Kamel aber kam ihnen entgegen, als ob nichts geschehen wäre und ließ sich ruhig am Halfter nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Arbeiter-Sänger

## Der Arbeitersänger und das Kampflied

Beide gehören so zusammen, wie der Kirchensänger und das Kirchenlied und doch ist ein Unterschied, sogar ein ganz gewaltiger zwischen den Sängern dieser beiden so entgegengesetzten Richtungen und deren Lieder. Der Sänger im Kirchenchor hat die Aufgabe, die andächtigen Zuhörer in die Sphären der göttlichen Welt hinüberzuleiten, ihn aufnahmefähig für das mystische, übernatürliche und weltentrückende beim Gottesdienst, zu machen. Gewissermaßen den Gottesdienst zu verschönern und Gott und die „Dreifaltigkeit" zu verherrlichen. Der Arbeitersänger mit seinem „Kampflied" hat eine andere Aufgabe, eine ganz entgegengesetzte. Nicht für die andere Welt, für das himmlische Leben, wie es der Kirchensänger tut, kämpft und singt der Arbeitersänger, sondern seine Kunst wendet sich natürlicheren und augenblicklich wichtigeren Dingen zu. Er begleitet die sozialistische Arbeiterschaft in ihrem schweren Kampfe um die so notwendige wirtschaftliche Besserstellung und beim Ringen um die Macht, mit seinem „Kampflied" und ist somit für diese Kämpfer das, was für das Militär die Musik auf dem Marsche und der Trompeter beim Sturmangriff darstellt. Deshalb gerade sollte und muß schließlich auch das „Kampflied" bei der Arbeiterschaft „heilig" gehalten werden, seine Pflege darf nicht vernachlässigt werden. Seien wir jenen Dichtern, die uns wertvolles auf diesem Gebiet geschenkt, und noch mehr jenen Komponisten, die zu den Gedichten die sehnsuchtsvollen, anklagenden, hinreißenden, drohenden mit einem Wort die passenden Melodien schufen, dankbar, indem wir uns in ihre Werke hineinleben, denn alle gehören zu uns. Nur weil diese Künstler sich in unsere Welt hineinfühlen konnten, war es ihnen möglich, das richtige zu schaffen und sie taten es, obwohl ihnen gerade dafür von der anderen Welt mitunter Verachtung zuteil wurde. Es sei nur an „Uthmann" erinnert, der als erster in großem Ausmaß für die Arbeiterchöre „Kampflieder" komponierte und nun von der bürgerlichen Musikwelt als „Vielschreiber" und „Dilettant" verschrien wurde. Es haben sich aber dessen ungeachtet immer mehr und mehr Komponisten gefunden, die für uns arbeiteten und heute besitzen wir schon eine solche Auswahl an guten und schönen Kampfliedern und darunter auch größere Werke, die den alten „Klassikern" in der Musik durchaus in nichts nachstehen.

Jedoch an einem scheitert die Einübung und Aufführung von künstlerisch wertvollen und auch von besonders wuchtigen und überzeugenden Kampfliedern bei uns noch immer und dieses ist die Anzahl der Arbeitersänger. Fast alle von diesen Liedern wurden von ihren Komponisten für eine große Masse von Sängern geschaffen, es sind dabei einzelne acht- und noch mehrstimmig vorhanden. Diese Mehrstimmigkeit ist es aber nun nicht allein, trotzdem sie auch schon eine große Rolle spielt. Die Komponisten hatten dabei eine ganz besondere Absicht, wenn sie Melodien schufen, die nur bei einer sehr großen Masse von Vortragenden zur vollen Geltung kommen: **„Der Arbeiter soll daran erinnert werden, daß er nur sein Ziel erreicht, wenn er in überzeugenden Massen aufzutreten im Stande ist."** Und nun, ihr vielen „Genossen" und „organisierten" Arbeiter, es liegt an euch, wenn der Arbeitergesang zur Marschmusik für unsere Zwecke werden soll. Seid ihr im Stande ganz revolutionär zu werden, so sorgt dafür, daß die Reihen der Arbeitersänger sehr stark werden. **Ich frage hierbei gerade Dich! Bist Du Mitglied? Gehst Du zu jeder Probe? Singt Deine Frau im Arbeitergesangverein? Hast Du Deinen erwachsenen Kindern schon jemals den Weg zu uns gezeigt?** Wenn nicht, so stelle Dich beschämt in die Ecke; aber zeige nie mit Fingern auf die Vereine, wenn sie nicht so recht vorwärts kommen. Entschuldige Dein Fernbleiben nicht mit Kleinigkeitskrämereien, wie, der Vorstand taugt nichts, ich habe keine Zeit, dort ist jemand mit dem ich mich nicht vertragen kann, dort sind alles junge Menschen, oder wie der „hunderttausend Ausreden" alle heißen mögen, es sind Nichtigkeiten, die lächerlich wirken, überhaupt bei einem „aufgeklärten" Arbeiter. Entschuldigt kann nur werden, wer durchaus „keine Stimme" hat und als Arbeiter genug andere Funktionen versehen muß, jedoch würden wir diese Kategorie sehr, sehr gern als „passive" Mitglieder sehen und dann wird der Arbeitersängerbund mit seinen Vereinen auch im Stande sein, das auszuführen, wozu er berufen ist: „Ein Bahnbrecher im musikalischen Leben der Arbeiterschaft."

## Die Kunstkritik

oder

**Der singende Löwe und die brüllende Nachtigall.**

Nach zwei wirklich wahren Begebenheiten erzählt von Max Eck-Croll.

I.

Mitten in der Wüste Sahara liegt eine saftige, grüne Oase.

Hohe Dattelpalmen tragen fast das ganze Jahr reiche Früchte. Fächerpalmen geben Mensch und Tier kühlenden Schatten. Eine nie versiegende Quelle spendet erfrischenden Trunk. Sie hat diese paradiesische Insel in dem Riesensandmeer hervorgezaubert.

Aus der Quelle wird ein kleiner Bach, der bei den Wohnhütten der Oase einen kleinen See bildet, dessen Ufer ebenfalls mit Palmen oder dichtem Schilf bewachsen sind.

Noch ein paar hundert Meter weiter wandert der Abfluß des Sees, um dann von dem glühenden Sande verschluckt zu werden.

Ein außergewöhnlich heißer Tag ist es heute.

So heiß, daß im einzigen Thermometer der Oase das Quecksilber kocht und die Araber der Oase Gazellenschinken in der Sonne braten. Der Sand ist Grill ohne Gas und Backhaube, die Luft ein Grudeherd mit Wellsieb. So unbeschreiblich heiß ist es, daß man das Wasser im Magen der Araber kochen hört, wenn sie einen Schluck aus der Quelle nehmen.

Im Schilfdickicht des Sees liegt der König der Wüste: Herr Löb mit seiner Majestät, die Wüstenkönigin.

Beide haben gerade ihr königliches Mahl beendet. Ein ausnahmweis schmackhafter, fetter christlicher Missionar aus Spenglers Abendland hatte dem allerhöchst königlichen Paar — ganz gegen alle seither gemachten Erfahrungen mit christlichen Missionaren — trefflich gemundet.

Höchstdero Majestäten waren daher in bester Laune.

Frau Löb schmiegte sich eng an ihren Herrn Gemahl, der, teils durch die tropische Hitze erwärmt, teils durch den eben verspeisten Missionar, von der Lieb zum Nächsten durchdrungen war.

Vielleicht hatte auch die aus Versehen mitverspeiste Bibel, die in den Hosentaschen des nunmehr seligen Missionars verborgen war, diese erzieherische, nächstenliebende Wirkung ausgeübt.

Beiden Majestäten war so dichterisch zumute.

Schwärmerisch wie verliebter Gymnasiast und höhere Töchterschülerin blickten sie sich in ihre königlichen Augen.

Wie in seiner ersten Liebeszeit suchte König Löb seine Frau durch ein zartes Liebeslied gefügig zu machen.

Er öffnete seinen Mund, um im zartesten Pianissimo seine unwandelbare Liebe und Treue ihr in wohlgesetzten Versen von neuem vorzusingen.

So sehr er sich aber auch Mühe gab, Pianissimo zu singen, es kam doch nur ein furchtbares Brüllen heraus, das über die Sandwüste und den See und den Bach rollte wie ein Schuß aus einer schweren Feldhaubitze.

Wenigstens für die Menschen! Für Frau Königin Löb war dieses Brüllen zartes Liebesgeflüster.

Die Araber flüchteten sich bei diesem Löwen-Liebessang vor Schreck von der Quelle in ihre Häuser und schlossen und verrammelten ihre Haustore.

Man ersieht aus dieser wahren Begebenheit: Ein Löwe mag — von seinem subjektiven Kunstempfinden aus — noch so schön und noch so zart zu singen vermeinen, die Menschen aber, als von Gott eingesetzte Kunstkritiker, werden aus diesem königlich schönen, zarten Löwengesang doch nur ein furchtbares Brüllen heraushören.

II.

**Mondnacht am kleinen Oasensee.**

Die volle, weiße Lichtscheibe hängt am Himmelsbogen unendlicher Fernen wie eine große Bogenlampe, die bis zum Rundhorizont des Wüstentheaters den Sand zu Silber macht.

Palme und Schilf heben sich gegen die Bogenlampe des Himmels wie scharfrandig geschnittene Silhouetten ab, die ebensolche tiefschwarze Schatten in den Sand und auf den Wasserspiegel des kleinen Sees der Oase werfen.

Kein Lüftchen weht. Kein Palmblatt bewegt sich. Ueberall Stille. Nirgends Bewegung.

Doch dort . . . unter der großen Dattelpalme am Uferrand . . . an der Stelle, wo heute um die Mittagsstunde das Wüstenkönigspaar mit so großem Erfolge Liebeslieder „sang" (Allah schütze ihre zukünftigen Nachkommen, die noch keimenden Prinzen und Prinzessinnen!), ist ein liebliches, bewegliches Schattenspiel.

Achmed, der Dattelverkäufer, und Suleika das Oasen-Bar-Mädchen, die so trefflich Eisgetränk mixten (mischten), haben unter der Palme ein Stelldichein. Sie girren wie verliebte Turteltauben.

Gehauchte Liebesschwüre zittern im Schilfe nach.

„Salem Aleikum!" zirpte Suleika. Das heißt auf deutsch: „Ich brenne nur für dich!"

„Haschisch!" flüsterte Achmed. Auf deutsch: „Ich kenne keinen anderen Rausch!"

Hoch oben im Blättergewirr der Palme zeichnet sich ein anderes Schattenspiel gegen die runde Mondscheibe ab.

Herr und Frau Nachtigall aus Kötzschenbroda in Deutschland haben sich da oben häuslich niedergelassen.

Die Reise nach dem Süden hatte viele Gefahren. Herr und Frau Nachtigall aber waren kluge Leute. In die ihnen vom italienischen faschistischen Vogelfallensteller Mussolini gestellten Schlingen gingen sie nicht.

Nun hatten sie mit einigen anderen germanischen Vogelfamilien hier am neuen Oasensee ihr neues Heim aufgeschlagen.

Das alles wäre sehr schön gewesen, wenn Frau Nachtigall nicht allen Grund zur Eifersucht gehabt hätte.

Ihr Herr Gemahl muß bestimmt ein Auge und mehr auf das Fräulein Star geworfen haben, die ohne Familie, ohne Mann sogar, sich ebenfalls in die Oase geflüchtet hatte. Aus deren Nest auf der Nachbarpalme schauten — o shoking! — vier muntere Knäblein heraus, die die Augen, den Schnabel, die Beine und den Schwanz von Herrn Nachtigall, alles übrige von Fräulein Star hatten.

Damit war der „Sündenfall" des Herrn Nachtigall gerichtsnotorisch erwiesen.

Aber eine ornithologische Rarität (Rarität aus dem Vogelleben) sondergleichen waren sie doch, die vier Knäblein aus der Star-Nachtigall-G. m. b. H.

Im Nachtigallennest gab es seit dieser, alle guten Vogel-Bürger und -Bürgerinnen in helle Entrüstung versetzenden außerehelichen Geburt Abend für Abend, Nacht für Nacht die heftigsten ehelichen Szenen, bei denen allein Frau Nachtigall das große Wort führte. Das glaubte sie ihrem guten Ruf schuldig zu sein.

„Schamloser . . ." schrie sie.

Herr Nachtigall duckte sich zusammen. Ihm dünkte, daß bei solchem Schreien und Brüllen seiner Ehehälfte sämtliche Datteln zu Boden plumpsen müßten.

„Treuloser Schuft, gemeiner Kerl . . . mich so zu betrügen! Und noch dazu mit so einer! Einer ganz gewöhnlichen Starenkokotte, die in Kötzschenbroda den Stadtverweis erhielt. Pfui . . schäm dich, du Lotterbube. Wo ich doch — Weßknebbchen! — aus so'ner anständigen Familie gomme!"

So donnerte im stärksten Nachtigallen-Fortissimo Frau Nachtigall jeden Abend stundenlang. Sie brüllte für eine Vogelkehle so laut, daß auch die „Tagigallen" in der Oase nachts nicht schlafen konnten.

In dem Augenblick, da Frau Nachtigall so entsetzlich zu brüllen anfing, sah unten am Dattelpalmenstamm Suleika, das Oasen-Bar-Mädchen, ihrem Achmed, dem Dattelverkäufer, verliebt in die selig verklärten Augen und zirpte ihm zu:

„Hör doch, wie lieblich die Nachtigall da hoch oben in der Palme singt!"

„Herrlich . . . herrlich! So zart . . . so zart!" flüsterte Achmed.

* * *

Daraus folgt:

Eine Nachtigall mag — von ihrem subjektiven Kunstempfinden aus — noch so sehr schimpfen und brüllen; der Mensch als von Gott eingesetzter Kunst- und Naturkritiker wird aus dem Brüllen der Nachtigall doch nur lieblichstes Liebeslied heraushören, gegen das ein Heinrich Heine und ein Franzel Schubert große Anfänger sind.

Wir Menschen sind doch arme, einseitig gebildete Quadrupeden (Vierfüßler), miserable Psychologen und noch schlechtere Kritiker, da wir einen zarte Liebeslieder singenden Löwen für ein brüllendes Ungeheuer, und eine keifende, eifersüchtige, brüllende Nachtigall für einen zarte Liebeslieder singenden Vogel halten.

## Das freie Lied

Von Victor Kalinowski.

Es ist dem Menschen eingegeben,
Daß seiner Seele Form und Bild
Aus ungebundenem Erleben
In Tönen seiner Brust entquillt.
Entströmt die Freude seinem Herzen,
Gibt sie sich kund in frohem Sang,
Und seine Sorgen, seine Schmerzen
Verrinnen sanft im Liederklang.

Das Lied verschönert uns die Stunden.
Das Lied erheitert das Gemüt.
Das Lied verschließt des Herzens Wunden.
Der Eintracht Blüte ist das Lied.
Das Lied erklingt, wenn Freunde gehen,
Wenn Lieb von Lieb sich trennen muß.
Das Lied erklingt beim Wiedersehen
Und es erklingt zum letzten Gruß.

Bezaubert lauschen wir den Tönen,
In Wonneklängen schwelgt das Ohr,
Sie heben uns ins Reich des Schönen
Und reißen sternwärts uns empor.
Wir wandeln selig in den Hallen
Der abgeklärten Harmonie
Und in den Hain der Nachtigallen
Lockt uns der Schmelz der Melodie.

Wenn wir für Recht und Freiheit streiten,
Führt uns das Lied zu Kampf und Streit.
In Leid und Not, im Sturm der Zeiten
Mahnt uns das Lied zur Einigkeit,
Im Kampfe gegen die Bedränger
Ist uns das Lied Signal und Sporn.
Das freie Lied der freien Sänger
Singt nur Empörung, Hieb und Zorn!



### Französische Musik an deutschen Bühnen

Ein junger französischer Komponist, Georges Antheil, schrieb die Musik zu „Oedipus", der Tragödie des Sophokles, die am 4. Januar im Berliner Staatstheater zur Aufführung kam.

## „Auch"-Arbeitersänger

Es ist spät abends in der Gastwirtschaft von Dingsda. Hier ist heute etwas „los" und anläßlich dieses „Losseins" werden ansehnliche Mengen von Schnaps und Bier verkonsumiert. Dicke Schwaden von Tabaksqualm machen die Luft beinahe undurchsichtig. Ein Großkampfabend im Alkohol- und Nikotinschlucken. Alle beteiligten Kämpfer hat das Kampfobjekt „Alkohol" schon zu Brüdern gemacht, die sich nun mit wichtigen Mienen die Tagesneuigkeiten erzählen. Den meisten Gesprächsstoff liefert natürlich die — Arbeit. Das eigentümliche aber bei den Unterhaltungen ist, das die meisten Sätze nur angefangen werden. Kaum hat einer angefangen so wird er schon von seinem Gegenüber unterbrochen, denn jeder ist doch ein Held im Arbeitverrichten. Kurz und gut, der Alkoholometer zeigt, überall die gleichen Striche, so achtzig bis neunzig. Da tönt aus einer Ecke mit reiner Alkoholstimme gegröhlt: „Brüder zur Sonne", oder „Das freie Lied" und mitunter sogar die „Internationale".

Warum ich dies erzähle? Nun ich möchte mal diese „Alkohol"-Sänger fragen, was jener „Vortrag" von Kampfgesängen eigentlich für einen Wert hat. Ich kann keinen Wert dabei herausfinden. Ich kann mir nur eins denken, diese Gesangskünstler haben den Sinn des Kampfliedes, das der Arbeiterschaft heilig ist, nicht erkannt und ich muß sie auf eine Stufe stellen mit jenen Kaisersgeburtstags- und Patriotensängern, die bei jeder feuchtfröhlichen Gelegenheit ihre Lieder von der „hohen Wonnegans" und andere nationale Sangeskunstwerke zum Besten gaben, worauf dann eine bestimmte Gesellschaftsschicht noch stolz ist, überall Anhänger zu haben. Gegen solche Verblödung ist nichts einzuwenden. Jedoch wir Arbeitersänger müssen uns auf eine höhere Stufe stellen. In der Kneipe, beim Schnaps und Bier darf das Kampflied nicht gesungen werden, dies ist ein Mißbrauch, eine Verballhorung und vom Komponisten ist es auch nicht dazu geschaffen. Wenn man schon in der Bierstimmung seine sangeskünstlerische Veranlagung bewundern lassen will, so stimme man doch mit „voller" Kehle jene für die Schnaps- und Bier-Dauersitzungen geschaffenen „Kampflieder" wie: „Trink Brüderlein" an, sie werden mehr Anklang finden.

Merkwürdig ist es aber doch, daß gerade jene Leute unsere Lieder in den Kneipen singen, die sich an unseren Gesangstunden nicht beteiligen oder höchstens mal einige Monate Mitglieder unserer Vereine waren. An die vernünftig denkende Arbeiterschaft aber richte ich die Bitte, achtet darauf, daß Lieder, die mit zu unserem Rüstzeug im Kampfe um eine andere Weltordnung gehören, nicht derartig in den Dreck gezogen werden. R.

# Freigewerkschaftliche Rundschau

## Neue Wege der Wirtschaftspolitik

Von Tony Sender.

Die gesamte kapitalistische Weltproduktion ist von Anarchie beherrscht. Keine Kenntnis des Bedarfs, der immer schwankt; ebenso wenig weiß, wie hoch die Produktion sein wird, da kein regelndes Prinzip über ihr steht. Diese stete Unsicherheit, die ungeheueren Schwankungen und Erschütterungen interessieren aber keineswegs nur die Kapitalisten; sie gehen auch den Arbeiter an, der in der kapitalistischen Welt lebt und kämpft. Denn die im Betrieb stehende, in solidarischem Handeln auftretende Arbeiterschaft ist eine größere Macht als die Proletarier, die durch Monate und länger andauernde Erwerbslosigkeit zermürbt, verzweifelt gemacht wird. Nicht aus dem tiefsten Elend — aus dem akuten sozialen Kampf heraus wird die proletarische Revolution erstehen!

So bringt denn auch der sozialistisch geschulte Klassenkämpfer den Erscheinungen der Volkswirtschaft Interesse und wachsendes Verständnis entgegen. Er konnte nicht uninteressiert bleiben gegenüber den Erscheinungen am Markt eines so wichtigen Produktes, wie es der Zucker ist. In zunehmendem Maße sahen wir in den letzten Monaten, wie mit dem Zucker von verschiedenen ausländischen Staaten, allen voran der Tschechoslowakei, ein Schleuderexport betrieben wurde, der nur dadurch möglich wurde, daß es sich dort nicht nur um eine kartellierte mit Staatshilfe arbeitende Industrie handelt, sondern auch auf der Basis außerordentlich schlechter Arbeitsbedingungen ein starkes soziales Dumping betrieben wurde. Dabei hat der Zuckerverbraucher des Inlandes ganz bedeutend höhere Preise zu zahlen, auf seine Kosten erfolgt die Ausfuhr zu Schleuderpreisen.

Die deutsche Landwirtschaft wie die Zuckerfabriken waren von diesem Vorgehen bedroht. Der Zucker aber hat eine dreifach wichtige Bedeutung. Er ist nicht nur ein sehr wertvolles Nahrungsmittel, dessen Verbrauch weiter gesteigert werden sollte; es kommt dazu die Wichtigkeit der Zuckerindustrie, und schließlich ist es für die Landwirtschaft von hohem Wert, den Bau der Zuckerrüben als Vorfrucht für den Weizenbau zu betreiben, um auf diese Weise die Böden zu verbessern.

Trotz der Anerkennung der volkswirtschaftlichen Bedeutung der Zuckerproduktion konnte man indessen vom Standpunkt der Verbraucher und der Arbeiter dem Verlangen der Zuckerproduzenten nach Erhöhung des Zollschutzes nicht ohne weiteres entsprechen. Es galt für Arbeitervertreter, Mittel und Wege zu weisen, die wohl dem sozialen Dumping des Auslandes Schranken setzt, dabei aber in besserer als bei allen bisherigen Wirtschaftsmaßnahmen auch das Interesse der Verbraucher für die zu ergreifenden Maßnahmen maßgeblich sein läßt. Darum konnte für die Sozialdemokratie das Versprechen der Zuckerproduzenten nicht genügen, daß sie auch bei Gewährung eines erhöhten Zollschutzes zur Abwehr dieses Dumpings den erhöhten Zoll nicht auf den Preis abwälzen wolle. Auch die Tatsache, daß innerhalb der gesamten Zuckerindustrie ein Vertrag mit solcher Bindung zustande kam, konnte uns nicht ausreichen.

Es mußte darum nach neuen Wegen gesucht werden, und es ist charakteristisch, daß nur die sozialistische Welt die zu zeigen vermochte. Entsprechend dem sozialistischen Agrarprogramm wurde verlangt, daß eine Zollerhöhung lediglich den notwendigen Produktionsschutz bezwecken, zugleich aber die Preissteigerungen für den Verbraucher des Inlandes verhindern müsse. Dieser Linie ist in folgender Weise entsprochen:

Der Zoll ist auf 25 Mark erhöht; aber seine Auswirkung auf den Preis ist dadurch verhindert, daß gesetzlich festgelegt ist, daß der Zucker-Großhandelspreis niemals 21 Mark pro 50 Kilogramm übersteigen darf. (In den letzten Jahren war der Zucker-Großhandelspreis bis auf zirka 24 Mark gestiegen.) Die Regierung überwacht die für das Gesetz maßgeblichen Preise an der Magdeburger Börse. Sofort, wenn der Preis 21 Mark übersteigen sollte, hat der Reichsfinanzminister die Pflicht, den Zollsatz von 25 Mark herabzusetzen auf 10 Mark (früherer Zollsatz 15 Mark), um so eine starke Herabsetzung des Preises in Deutschland herbeizuführen. Gewitzigt durch die Erfahrungen der Zwangswirtschaft, in der man auch Höchstpreise hatte, aber zu diesen nur allzu oft keine Ware erhalten konnte, hat die Sozialdemokratie durchgesetzt, daß eine weitere Sicherung in das Gesetz aufgenommen wurde, die dahin geht: wenn festgestellt wird, daß an der Magdeburger Börse nur unbedeutende Scheinverkäufe zum vorgeschriebenen Höchstpreise getätigt werden, tatsächlich aber die Deckung des Bedarfs der Verbraucher zu diesem Preis gar nicht durchgeführt wird, so hat wiederum sofort der Finanzminister den Strafzoll von nur 10 Mark in Kraft zu setzen, und das gewollte Ziel der Preisermäßigung wird erzwungen.

Natürlich ist das Finanzministerium verpflichtet, eine Stelle einzurichten, die mit der Ueberwachung der Magdeburger Börse zu betrauen ist. Aber wir brauchen uns nicht allein auf deren gutes Funktionieren zu verlassen. Haben wir doch in der Großeinkaufs-Genossenschaft deutscher Konsumvereine eine proletarische Organisation, die zu den größten Zuckerabnehmern gehört, und durch ihren Geschäftsbetrieb selbst eine stete Kontrolle der Preise ausübt. Im engen Zusammenwirken mit ihr wird man in Zukunft das richtige Funktionieren des Gesetzes zu überwachen haben.

Der großen grundsätzlichen Bedeutung wegen, die dieser neuen Regelung, die nur in hartem Ringen mit den bürgerlichen Parteien durchgesetzt werden konnte, zukommt, sei hier kurz noch einmal zusammengefaßt, welchen Sinn diese gesetzlichen Maßnahmen hatten:

1. Es mußte verhindert werden, daß eine Erhöhung des Zuckerzolls vorgenommen wurde, die es ermöglicht hätte, die Zuckerpreise ohne jede Beschränkung in die Höhe zu treiben. Eine parlamentarische Mehrheit für eine solche mechanische Hinaufsetzung des Zuckerzolles war vorhanden.

2. Es mußte verhindert werden, daß durch das soziale Dumping des Auslandes, insbesondere das tschechische — das auf der Grundlage der Kartellierung, staatlicher Hilfe und miserabler Löhne betrieben wurde — die deutsche Wirtschaft zu Arbeiterentlassungen und immer stärkeren Einschränkungen des Anbaues und der Betriebe getrieben wurde.

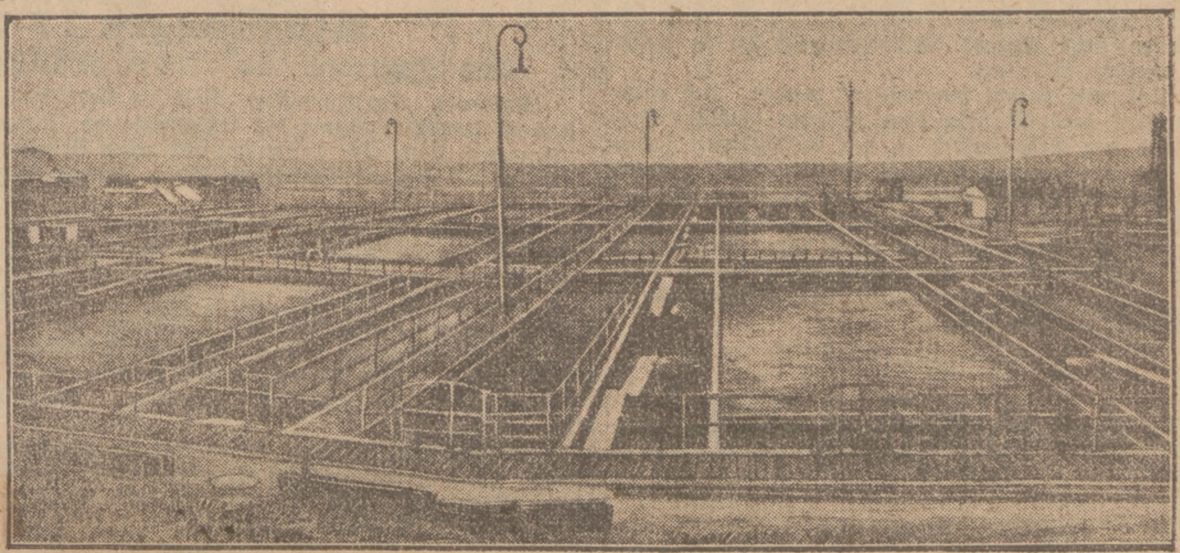
3. Die ungeheueren Preisschwankungen auf dem Zuckermarkt entzogen der Wirtschaft, insbesondere aber der Landwirtschaft, jede kalkulatorische Grundlage und brachten daher dauernde Erschütterungen; sie mußten daher nach Möglichkeit vermindert werden.

4. Eine weitsichtige Verbraucherpolitik ist in ihrer Wirkung auch die beste Produzentenpolitik. Darum mußte das Verbraucherinteresse dadurch geschützt werden, daß man durch Festsetzung eines erträglichen Höchstpreises die Preise auf einem solchen Niveau hielt, daß der in Deutschland noch durchaus notwendigen Verbrauchssteigerung des Zuckers in den breiten Massen die Wege geebnet wurden.

5. Die im Rübenbau und in der Zuckerindustrie beschäftigten Arbeiter gehören zu den am schlechtesten entlohnten in Deutschland. Durch die Herbeiführung stetiger und sicherer Verhältnisse in der Zuckerproduktion haben sie nun die notwendigen Voraussetzungen für die Erkämpfung besserer Lohn- und Arbeitsbedingungen.

Das Neuartige dieser Regelung besteht darin: Man hat den Produzenten den notwendigen Schutz gewährt (und ist dabei mit dem Zoll von 25 Mark resp. dem Strafzoll von 10 Mark weit unter den Zoll der anderen Staaten, insbesondere demjenigen von Rußland, in der exorbitanten Höhe von 59 Mark per 50 Kilogramm geblieben), zugleich aber auch die Interessen der Arbeiter als Produzenten wie als Verbraucher besonders geschützt. Die neuen Wege, die man dabei betrat, führen zu allem anderen eher als zu einer Versöhnung der Interessen von Kapital und Arbeit. Wohl hat man der Produktion eine gewisse Sicherheit geschaffen. Wohl hat man einen gewissen Mindesterlös gesichert. Aber zugleich hat man den Produzenten die Möglichkeit genommen, aus Preisübersteigerungen einen Extraprofit zu ziehen. Die Zeiten sind vorbei, da der Staat die Nachtwächterrolle inne hatte, und die Kapitalisten nach Belieben frei schalten und walten durften. Dazu ist die Arbeiterklasse auch politisch bereits zu stark geworden. So wurden die gesetzgebenden Körperschaften gezwungen, der politischen Macht der Arbeiterklasse die Konzession zu machen, eine für die Produktion notwendige Maßnahme nicht ohne gleichzeitigen besonderen Schutz der Verbraucherinteressen zu treffen.

Das zeigt, wie sehr die der kapitalistischen Gesellschaft innewohnenden Widersprüche sich mehr und mehr zuspitzen. Neue Formen beginnen sich Marxens Voraussschauungen gemäß im Schoße der alten Gesellschaft zu entwickeln — diesen neuen Formen zum Durchbruch und zum Siege zu verhelfen, kann nur das Werk der Arbeiterklasse sein!



### Das erste Sumpfgaswerk der Stadt Berlin

Auf den städtischen Rieselfeldern der Stadt Berlin bei Waßmannsdorf befindet sich die erste Versuchsstation zur Herstellung von Sumpfgas, das aus den Abwässern der Großstadt gewonnen wird. Täglich werden etwa 100.000 Kubikmeter Abwassermengen nach Waßmannsdorf gepumpt. Hier durchfließt das Abwasser zuerst einen Stabrechen, der Lappen und sperrige Gegenstände abfängt. Durch einen Sandfang werden sodann die mitgeführten Sandteilchen zurückgehalten. Der Sand wird durch ein Becherwerk herausgehoben und auf tiefliegendes Gelände abgespült. Hiernach durchfließt das Abwasser den oberen Teil von etwa 14 Meter tiefen Brunnen u. wird hier durch den Aufenthalt von über einer Stunde von der Hauptmasse der absetzbaren Stoffe befreit. Die in den Tiefbrunnen sich ansammelnden Schlammstoffe werden während eines Zeitraumes von etwa drei Monaten ausgefault, damit die organische Masse sich so weit verzehnt, daß keine Geruchs- und Fliegenplage eintritt. Der ausgefaulte Schlamm wird in Schlammtrockenbeete eingelassen und von hier auf großen Lagerplätzen zwischengelagert oder unmittelbar verladen. Der Schlamm, der in diesem Zustand etwa 60 Prozent Wasser besitzt, ist ein ausgezeichnetes Düngemittel und dem Stallmiste wenigstens gleichwertig. Das bei der Faulung sich entwickelnde Sumpfgas, das 80 Prozent Methan enthält, wird in Hauben aufgefangen, in einem Gasbehälter gesammelt und auf der Anlage selbst zu Kraft-, Leucht- und Heizzwecken verwandt. Der Heizwert des Gases ist fast doppelt so groß wie der des Steinkohlengases. Die Anlage liefert täglich 5000 Kubikmeter Gas und 60 Kubikmeter Schlamm. — Wir zeigen eine Uebersicht über die Klärbecken.

## Offizielles über den Stand des Schlichtungswesens in Deutschland

Nachdem im Zusammenhang mit dem nunmehr abgeschlossenen Kampf in der Eisenindustrie Nordwestdeutschlands das Problem der Verbindlicherklärung von Schiedssprüchen von den verschiedensten Seiten beleuchtet worden ist, ist es interessant, anhand offizieller Angaben des Jahrbuches des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (A. D. G. B.) die Entwicklung der Zahl der Verbindlicherklärungen und zugleich die Einstellung der deutschen Gewerkschaften zum Schlichtungsproblem rekapitulieren zu können. Wenn man bedenkt, daß es für die ganze Gestaltung des Verhältnisses zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sowie für die grundsätzliche Einstellung zur Verbindlicherklärung überhaupt wichtig ist, daß möglichst viele Konflikte auf dem Wege freier Vereinbarungen geregelt werden, so ist es interessant, zu sehen, in welchem Maße und warum die Zahl der Verbindlicherklärungen in den letzten Jahren zurückgegangen ist. Die Entwicklung des amtlichen Schlichtungswesens (über das tarifliche Schlichtungswesen liegen keine statistischen Zahlen vor) ist folgendermaßen: Gesamtzahl der Schlichtungssachen 1924 18 500, 1925 13 418, 1926 5043; Gesamtzahl der Verbindlicherklärungen 1924 839, 1925 707, 1926 315.

Das Jahrbuch des A. D. G. B. macht dazu folgende Bemerkungen: „Die Beanspruchung der Schlichtungsbehörden ist also zahlenmäßig sehr stark zurückgegangen. Diese Entwicklung ergibt sich in erster Linie aus der Wiederherstellung stabiler Währungsverhältnisse und der dadurch bedingten erheblich längeren Geltungsdauer der Tarifverträge. Gegenüber der Gesamtzahl der Fälle, mit denen sich die Schlichtungsbehörden überhaupt zu befassen hatten, spielt die Verbindlicherklärung zahlenmäßig keine große Rolle. Jedoch ergibt sich die Bedeutung der Verbindlicherklärung nicht aus dem zahlenmäßigen Verhältnis zu der Gesamtzahl der Schlichtungsfälle überhaupt, sondern vielmehr grundsätzlich aus der Tatsache, daß dieses Zwangsmittel zur Schlichtung von Arbeitsstreitigkeiten überhaupt besteht. Außerdem enthalten die amtlichen Statistiken auch keine Angaben darüber, wieviel Betriebe und wieviel Arbeiter und Angestellte unter den Geltungsbereich der durch Verbindlicherklärung entstandenen Tarifverträge fallen. Bekanntlich haben die sog. Zwangstarifverträge dieselben Rechtswirkungen wie die freiwillig abgeschlossenen Tarifverträge. Sie begründen also für die Tarifvertragsparteien ebenfalls die sog. Friedenspflicht und die Durchführungspflicht, bedeuten also eine zivilrechtliche Einschränkung der Streikfreiheit.

Die 10. Bundesausschußsitzung des A. D. G. B. vom 24. und 25. November 1927 gab Veranlassung, auch zum Zwangstarif grundsätzlich Stellung zu nehmen. Von einer Beschlußfassung wurde jedoch damals Abstand genommen, sondern nur als Ergebnis der Aussprache festgestellt, daß Einmütigkeit bei allen Verbänden darüber besteht, die Wirkung der Verbindlicherklärung einzuschränken. Die Meinungen sind nur geteilt in der Frage, wieweit und in welcher Form diese Einschränkung notwendig sei, weil hier die Verhältnisse in den Verbänden verschieden liegen. Die Gewerkschaften waren stets bereit, sich mit Rücksicht auf die allgemeinen Interessen bei der Anwendung ihrer Machtmittel gewisse Beschränkungen aufzuerlegen. Der Bundesausschuß hat durch die Aussprache zum Ausdruck gebracht, daß es der Idealzustand wäre, wenn die Gewerkschaften durch eigene Macht die Arbeitgeber allgemein zum Abschluß von Tarifverträgen erziehen würden. Man könne es aber auch nicht ablehnen, dem Staat die Möglichkeit zu geben, in die Lohnstreitigkeiten einzugreifen, und auch Verbindlicherklärungen auszusprechen. Aber es sei auch Zeit, diese Befugnisse der Behörden einzuschränken“.

## Die Erhebung des Internationalen Gewerkschaftsbundes über die Arbeitszeit

Auf Grund eines im Jahre 1927 auf dem Pariser Kongreß gefaßten Beschlusses hat der Internationale Gewerkschaftsbund (I. G. B.) in den angeschlossenen Ländern eine Erhebung über die Arbeitszeit eingeleitet, die im Jahre 1928 in der Woche vom 1. bis 6. Oktober durchgeführt wurde und folgende Industrien erfaßte: Baugewerbe, Buchdruckereien, Chemische Industrie, Holzgewerbe, Metall-Industrie, Schuhfabriken, Textil-Industrie und Bergbau. 12 Länder sandten keine Angaben ein: Argentinien, Bulgarien, Frankreich, Großbritannien, Griechenland, Italien, Jugoslawien, Kanada, Litauen, Luxemburg, Rumänien und Süd-Afrika. Das Resultat der Erhebung bezieht sich demnach auf folgende 16 Länder: Belgien, Dänemark, Deutschland, Estland, Lettland, Memelgebiet, Niederlande, Oesterreich, Palästina, Polen, Schweden, Schweiz, Spanien, Süd-Westafrika, Tschechoslowakei und Ungarn. In diesen Ländern wurden insgesamt 5 424 206 Arbeiter in 113 674 Betrieben erfaßt. Der größte Teil dieser Arbeiter entfällt auf Deutschland, nämlich 3 826 083 oder 70 Prozent in 72 658 Betrieben. In den übrigen Ländern schwankt der Prozentsatz der erfaßten Arbeiter zwischen 0,1 und 4,7 des Totals der bei der internationalen Erhebung betroffenen Arbeiter. Von den 5 424 206 Arbeitern standen 7,4 Prozent in Kurzarbeit. Unter 48 Stunden, ohne Kurzarbeit, arbeiteten 7,9 Prozent, 48 Stunden 60,6 Prozent, mehr als 48 und nicht mehr als 51 Stunden 8,4 Prozent, mehr als 51 und nicht mehr als 54 Stunden 12 Prozent, mehr als 54 und nicht mehr als 60 Stunden 3,4 Prozent und mehr als 60 Stunden 0,3 Prozent.

Für 68,5 Prozent des Totals der betroffenen Arbeiter betrug die normale Arbeitszeit demnach nicht mehr als 48 Stunden. Dieser Prozentsatz betrug in den verschiedenen Ländern: Belgien (für 5 von den 8 Industrien) 96,7 Prozent, Dänemark 93,3, Deutschland 63,3, Estland 88,2 Prozent, Lettland 73,4 Prozent, Memel 97,6 Prozent, Niederlande 85,5 Prozent, Oesterreich 87 Prozent, Palästina 63,3 Prozent, Polen 67,1 Prozent, Schweden 82,4 Prozent, Schweiz 54,8 Prozent, Spanien 54 Pro-

zent, Süd-Westafrika 53,5 Prozent, Tschechoslowakei 84,1 Prozent und Ungarn 70 Prozent.

In diesem Zusammenhang muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß Deutschland zu den Ländern gehört, wo die Erhebung am gründlichsten und genauesten vorgenommen wurde. Bei der Beurteilung seiner Zahlen muß diesem Umstand gebührend Rechnung getragen werden.

Ueber die einzelnen Industrien verteilt sich die Gesamtzahl der betroffenen Arbeiter wie folgt: Baugewerbe 595 545, Buchdruckereien 142 310, Chemische Industrie 289 737, Holzgewerbe 321 135, Metall-Industrie 1 905 572, Schuhfabriken 118 538, Textilindustrie 694 784, Bergbau 1 008 035, d. h. insgesamt 5 075 656. (Dieses Total ist um 348 550 geringer als die Gesamtzahl der Länder, weil Oesterreich für die verschiedenen Industrien keine gesonderten Ziffern gab und demnach seine 348 550 Arbeiter bei der Totalzahl der Industrien nicht einbezogen werden konnten).

Von den genannten 5 075 656 Arbeitern standen 7,6 Prozent in Kurzarbeit. Unter 48 Stunden, ohne Kurzarbeit, arbeiteten 8,2 Prozent, 59 Prozent arbeiteten 48 Stunden, 8,6 mehr als 48 und nicht mehr als 51 Stunden, 12,6 mehr als 51 und nicht mehr als 54 Stunden, 3,6 mehr als 54 und nicht mehr als 60 Stunden, 0,4 Prozent mehr als 60 Stunden.

Für 67,2 Prozent der Gesamtzahl der erfaßten Arbeiter betrug die normale Arbeitszeit demnach nicht mehr als 48 Stunden. Dieser Prozentsatz betrug in den verschiedenen Industrien: Baugewerbe 87,9 Prozent, Buchdruckereien 89 Prozent, Chemische Industrie 70,9 Prozent, Holzgewerbe 86,2 Prozent, Metallindustrie 60 Prozent, Schuhfabriken 38,2 Prozent, Textilindustrie 49,4 Prozent, Bergbau 74,3 Prozent. Die niedrigen Ziffern der Schuhfabriken und Textilfabriken wurden hauptsächlich durch die in diesen Industrien weitverbreitete Kurzarbeit verursacht (47 Prozent und 21,4 Prozent der Gesamtzahl der in diesen Industrien erfaßten Arbeiter).

Zum Schluß muß darauf hingewiesen werden, daß obenstehende Angaben natürlich nicht ohne weiteres schlüssige Vergleiche zwischen den Arbeitszeiten in den verschiedenen Industrien resp. den verschiedenen Ländern zulassen. Bei genauen Vergleichen muß mit verschiedenen Faktoren Rechnung gehalten werden, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. (Das ausführliche Ziffernmaterial, zusammen mit einer eingehenden Betrachtung, erscheint in der Januarnummer 1929 der Zeitschrift des Internationalen Gewerkschaftsbundes „Die Internationale Gewerkschaftsbewegung").

## Was der Rundfunk bringt.

**Warschau — Welle 1111,1.**

**Sonntag.** 10,15: Uebertragung aus der Posener Kathedrale. 12,10: Konzert der Warschauer Philharmonie. 14,40: Konzert. 15,15: Symphoniekonzert. 17,30: Vorträge. 18,20: Konzert. 19,20: Vorträge. 20,30: Unterhaltungskonzert. 22: Die Abendberichte. 22,30: Tanzmusik.

**Montag.** 11,56: Berichte. 15,50: Schallplattenkonzert. 17: Vorträge. 17,55: Konzert. 19,10: Französisch. 20,30: Abendkonzert, übertragen aus Wilna. 22: Berichte und Tanzmusik.

**Gleiwitz Welle 329,7. Breslau Welle 322,6.**

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten.*) 12.55 bis 13.06: richten. 13.45--14.35: Konzert für Versuche und für die Funk- Nauener Zeitzeichen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30. Zeitansage, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung.*) 15.20--15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonnabends und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitansage, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung*) und Sportfunk. 22.30—24.00: Tanzmusik (ein- bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funkstunde A.-G.

**Sonntag.** 9.15: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9.30: Katholische Morgenfeier. 11.30: Uebertragung aus Berlin: Mittagskonzert. 14: Zehn Minuten für den Kleingärtner. 14.10: A wing Schläsches. 14.35: Schachfunk. 15: Märchenstunde. 15.30: Stunde des Landwirts. 15.55: Schlesische Tonsetzer. 16.45: Abt. Welt und Wanderung. 17.10: Teemusik. 18.30: Der Arbeitsmann erzählt. 18.55: Lustige Ateliergeschichten. 19.35: Abt. Kulturpolitik. 20: Solistenkonzert. 21: Uebertragung aus dem Hotel „Haus Monopol": Unterhaltungskonzert. 22: Die Abendberichte. 22.30: Uebertrag. aus Berlin: Tanzmusik.

**Montag.** 16: Uebertragung aus Gleiwitz: Abt. Heimatkunde. 16.30: Unterhaltungskonzert. 18: Elternstunde. 18.30: Stunde der Musik. 19: Die Heilkraft des elektro-galvanischen Schwachstroms. 19.25: Hans Bredow-Schule, Abt. Rechtsgeschichte. 19.50: Abt. Wirtschaft. 20.15: Der Dichter als Stimme der Zeit. 20.45: Kammerkonzert. 22: Die Abendberichte, Funktechnischer Briefkasten, Berichte des Deutschen Landwirtschaftsrats.

## Mitteilungen
### des Bundes für Arbeiterbildung

**Kattowitz.** Der Kurs über „Polnische Geschichte" findet von jetzt ab in der Wohnung des Unterzeichneten, Katowice, ulica Marjacka 7, statt. Die Teilnahme von neuen Genossen kann noch stattfinden. Beginn: Sonnabend, den 5. Januar 1929, 7½ Uhr.

Dr. Bloch.

**Kattowitz.** Dienstag, 8. Januar, abends 7½ Uhr, findet im Saale des Zentralhotels ein Vortrag von Genossen Gorny statt. „Christentum und Klassenkampf". Zahlreiches Erscheinen erwünscht.

**Chropaczow.** Sonntag, den 6. Januar, nachmittags 6 Uhr, im Schegaschen Lokal, findet der 1. Vortrag des B. f. A. statt. Thema: Erziehung zur Politik; Referent: Sejmabgeordneter Genosse Kowoll. Alle Parteigenossen, Genossinnen und Gewerkschaftskollegen sind freundlichst eingeladen. Eingeführte Gäste sind willkommen.

**Königshütte.** Mittwoch, den 9. Januar, abends 8 Uhr, Vortrag. Als Referent erscheint Genosse Gorny. Thema: Republik oder Monarchie? Alle Gewerkschaftler und Parteigenossen werden hierzu freundlichst eingeladen.

## Versammlungskalender

**Mitgliederversammlungen des Bergarbeiterverbandes am 6. Januar 1929.**

**Zawodzie,** nachmittags 2½ Uhr, bei Muschiol. Referent Kam. Hermann.

**Domb,** nachmittags 2½ Uhr, Agneshütte. Ref. Kam. Nietsch.

**Neudorf,** vormittags 9½ Uhr, bei Goretzi. Ref. Kam. Ritzmann.

**Königshütte,** vormittags 9½ Uhr, Dom Ludowy. Ref. Jonas.

**Zalenze,** vormittags 9½ Uhr, bei Golczyk. Ref. Kam. Orzel.

**Nickischschacht,** vormittags 9½ Uhr, bei Schnabka. Ref. Nietsch.

**Eichenau,** nachmittags 3 Uhr, bei Achtellik. Ref. Kam. Sekulski.

**Kattowitz.** Ortsvorstand der D. S. A. P. und der Arbeiterwohlfahrt. Sonnabend, den 5. Januar, abends 6 Uhr; im Parteibüro, Zentralhotel, Vorstandssitzung. Stellungnahme zur Fünfundzwanzigjahrfeier des Ortsvereins. Pünktliches Erscheinen aller Vorstandsmitglieder erforderlich.

**Kattowitz.** (Freidenker.) Am Sonntag, den 6. Januar, findet im Saale des Zentralhotels, um 3 Uhr, unsere Mitgliederversammlung statt. Gäste durch Mitglieder eingeführt herzlich willkommen.

**Kattowitz.** (Maschinisten und Heizer.) Am Sonntag, den 6. Januar, vorm. 10 Uhr, findet im Zentralhotel die fällige Generalversammlung statt.

**Kattowitz.** (Deutscher Transportarbeiterverband.) Am Sonntag, den 6. Januar, vorm. 10 Uhr, findet im Zentralhotel die fällige Generalversammlung statt. Ref. Sowa.

**Kattowitz.** Freie Sänger. Die am 6. Januar fällige Monatsversammlung findet erst am 13. Januar statt.

**Schwientochlowitz.** Arbeiter-Gesangverein „Einigkeit". Am Dienstag, 8. Januar, abends 7½ Uhr, findet bei Bialas eine wichtige Mitgliederversammlung statt.

**Königshütte.** Verband ehemaliger Kriegs- und Zivilgefangener. Sonntag, den 6. Januar, vorm. 10 Uhr, findet im Vereinszimmer des Volkshauses, ul. 3-go Maja 6, die diesjährige Generalversammlung statt. Erscheinen sämtl. Mitglieder erwünscht.

**Hubertushütte-Lagiewnik.** Die Mitgliederversammlung der D. S. A. P. und der freien Gewerkschaften findet am Sonntag, den 6 Januar, nachmittags 2 Uhr im Brachmainskischen Lokal statt. Referent: Sejmabgeordneter Genosse Kowoll. Vollzähliges Erscheinen aller Genossen und Gewerkschaftskollegen sowie Interessenten ist dringend erwünscht.

**Siemianowitz.** Ortsausschuß. Montag, 7. Januar, abends 6½ Uhr, findet bei Herrn Pawera, ul. Barbary, eine Ortsausschußsitzung statt. Anschließend findet ein Faschingsvergnügen statt, zu welchem auch alle Kollegen mit ihren Frauen herzlichst eingeladen werden.

**Janow.** (Freidenker.) Am Sonntag, den 6. Januar, vorm. 10 Uhr, findet im Gasthaus Koterba, Janow, eine Freidenker-Versammlung der Ortschaften Janow, Gieschewald, Nickischschacht statt. Da wichtige Sachen auf der Tagesordnung sind, wird um pünktliches und zahlreiches Erscheinen gebeten.

**Nikolai.** (Arbeiterwohlfahrt.) Am Sonntag, den 6 Januar, um 5 Uhr nachmittags, findet die Monatsversammlung der „Arbeiterwohlfahrt" mit einer kleinen Unterhaltung im Lokale „Freundschaft" statt. Referentin Genossin Kowoll.

**Nikolai.** (Freie Sänger.) Die für den 6. Januar 1929 angesagte Generalversammlung, findet nicht statt.

**Kostuchna.** Freie Sänger. Die Generalversammlung findet am Sonnabend, den 5. Januar, nachmittags 7 Uhr, im Lokal Weiß statt. Pünktliches Erscheinen aller Mitglieder ist Selbstverständlichkeit.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse" Sp. z ogr odp., Katowice; Druck: „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.